

Gebeutelte Branche
Die Beiz ist für viele ein Stück Seelsorge. Jetzt brauchen die Beizer selbst Seelsorge. **HINTERGRUND 3**

Beim Sterben dabei sein
Ein Essay des schwer erkrankten Badener Theologen und Ethikers Thomas Gröbly. **REGION 4**



Foto: Christian Aeberhard

Höher, breiter, länger
Wachstum ohne Grenzen ist eine Vorstellung der Neuzeit. Einst dachte man zyklisch. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 5/Mai 2021

www.reformiert.info

Post CH AG

Die Armee will eine multireligiöse Seelsorge

Militärdienst Geht es nach dem Willen des obersten Armeeseelsorgers, sollen schon 2022 die ersten muslimischen und jüdischen Armeeseelsorger Dienst tun. Eine wichtige Hürde ist genommen.

Stefan Junger hat eine Vision. Seit 2014 ist er Kommandant der Armeeseelsorge, nun will er den Dienst zu einem echten Spiegel der Gesellschaft machen und für muslimische und jüdische Seelsorger öffnen.

In seinem Büro in der Dufourkaserne auf dem Waffenplatz Thun sagt Junger: «Über allem steht doch, dass wir miteinander viel mehr Gemeinsamkeiten haben als Unterschiede.» Diversität sei eine Bereicherung für alle, auch in der Armee, und darum sei der jetzt erfolgte Öffnungsschritt der Armeeseelsorge nichts als logisch und konsequent.

Die Armeeseelsorge ist mit der Föderation Islamischer Dachorganisationen (FIDS) und dem Schweizerischen Israelitischen Gemeindebund (SIG) jetzt eine Partnerschaft eingegangen. Junger hofft, dass von den beiden Organisationen vorgeschlagene Kandidaten bereits 2022 ihre Ausbildung antreten werden.

Fix einer Truppe zugeteilt

«Die Öffnung der Armeeseelsorge auch für andere Religionsgemeinschaften begrüßen wir sehr», sagt Jonathan Kreutner, Generalsekretär des SIG. Sie zeige, dass die Armee der gesellschaftlichen Diversität mit Offenheit begegnen wolle. «Wir sind ein Teil der Gesellschaft, wir müssen an der Armeeseelsorge teilnehmen», sagt FIDS-Sprecher Ender Günes. Die Muslime sind mit rund fünf Prozent Anteil die drittgrösste Glaubensgemeinschaft, in einigen Truppen könnte der Anteil muslimischer Rekruten bis zu zehn Prozent betragen. Die Armee erhebt diese Zahlen jedoch nicht.

Wie die bisherigen Armeeseelsorger werden auch ihre künftigen muslimischen oder jüdischen Dienstkameraden als Offiziere fix einer Truppe zugeteilt. Etwas anderes kommt für Stefan Junger nicht in Frage: «Wir würden das Herz der Armeeseelsorge preisgeben, nämlich, dass die Armeeseelsorger vor Ort im Einsatz mit der Truppe deren Alltag teilen.» Junger legt Wert

Auf gemeinsame Prinzipien verpflichtet

Wer in der Armeeseelsorge mitwirken will, muss sich schriftlich zu deren Prinzipien und Werten bekennen. Das gilt nicht nur für die Dachverbände der einzelnen Religionsgemeinschaften, sondern auch für jeden einzelnen Armeeseelsorger. Zu den festgelegten Prinzipien gehört insbesondere,



Im Ausnahmezustand: Die Armeeseelsorge begleitet Soldaten in belastenden Situationen.

Foto: Keystone

darauf zu betonen, dass auch das Selektionsverfahren und die Grundausbildung für alle angehenden Armeeseelsorger gleich seien. Die Armee sei damit eine Vorreiterin, wenn es um die Gleichbehandlung der Glaubensgemeinschaften gehe.

Gewachsenes Vertrauen

Die Zusammenarbeit von Seelsorgenden unterschiedlicher Religionen ist für Rita Famos, Präsidentin der Evangelisch-reformierten Kir-

chen Schweiz (EKS), «ein wichtiges Zeugnis dafür, dass Religionen friedensfördernde Wirkung haben». Zugleich mahnt Famos, bei den Aufnahmekriterien auch bei Personalknappheit keinerlei Abstriche zu machen: «Die Anforderungen an die Armeeseelsorgenden bei aussergewöhnlichen Todesfällen, Trauerfeiern oder bei der Begleitung ganzer Truppeneinheiten bei schwierigen Ereignissen sind sehr hoch.» Der ehemalige reformierte Pfarrer Junger hofft, dass die Armeeseelsorge einen Impuls geben könne, um den interreligiösen Dialog insgesamt zu beleben: «Wenn das geschieht, freue ich mich maximal.» Die Zeichen stehen gut. FIDS-Sprecher Günes spricht jedenfalls vom «gegenseitigen Vertrauen», das in vielen Gesprächen gewachsen sei. Christian Kaiser, Felix Reich

chweiz (EKS), «ein wichtiges Zeugnis dafür, dass Religionen friedensfördernde Wirkung haben». Zugleich mahnt Famos, bei den Aufnahmekriterien auch bei Personalknappheit keinerlei Abstriche zu machen: «Die Anforderungen an die Armeeseelsorgenden bei aussergewöhnlichen Todesfällen, Trauerfeiern oder bei der Begleitung ganzer Truppeneinheiten bei schwierigen Ereignissen sind sehr hoch.» Der ehemalige reformierte Pfarrer Junger hofft, dass die Armeeseelsorge einen Impuls geben könne, um den interreligiösen Dialog insgesamt zu beleben: «Wenn das geschieht, freue ich mich maximal.» Die Zeichen stehen gut. FIDS-Sprecher Günes spricht jedenfalls vom «gegenseitigen Vertrauen», das in vielen Gesprächen gewachsen sei. Christian Kaiser, Felix Reich

Der ehemalige reformierte Pfarrer Junger hofft, dass die Armeeseelsorge einen Impuls geben könne, um den interreligiösen Dialog insgesamt zu beleben: «Wenn das geschieht, freue ich mich maximal.» Die Zeichen stehen gut. FIDS-Sprecher Günes spricht jedenfalls vom «gegenseitigen Vertrauen», das in vielen Gesprächen gewachsen sei. Christian Kaiser, Felix Reich

EKS-Präsidentin Rita Famos im Interview: reformiert.info/armeseelsorge

«Über allem steht doch der Grundsatz, dass wir miteinander viel mehr Gemeinsamkeiten haben als Unterschiede.»

Stefan Junger
Kommandant Armeeseelsorge

Der Krieg in Äthiopien hat Folgen in der Schweiz

Konflikt In der äthiopischen Provinz Tigray herrschen Tod und Gewalt. Die Kirche versucht zu vermitteln.

«Verlässliche Nachrichten aus der Region sind schwer zu erhalten», sagt Peter Prove, der «Aussenminister» des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK). Seit längerem gebe es aber in ganz Äthiopien gezielte Angriffe auf bestimmte ethnische und religiöse Gemeinschaften. Der ÖRK hat zwei Mitglieder im Land: die äthiopisch-orthodoxe Kirche und eine evangelische Kirche.

Offen ausgebrochen ist der neue Konflikt letzten November, als Ministerpräsident Abiy Ahmed Truppen in den Norden entsandte, um den Widerstand der Tigray People's Liberation Front zu brechen. Zuvor hatte die TPLF als ethnische Minderheit die Politik drei Jahrzehnte lang dominiert. Im Krieg zwischen Rebellen, in- sowie ausländischen Truppen und Milizen aus anderen Landesregionen wurden schon Hunderttausende vertrieben, Zehntausende getötet, Vergewaltigungen sind an der Tagesordnung.

«Wir beten für alle»

«Unter politischen Konflikten leidet immer die Zivilbevölkerung, wir beten für alle», sagt Mistre Haile-Selassie von der äthiopisch-orthodoxen Kirche in der Schweiz. Die TPFL treffe viel Schuld in diesem Krieg. «Aber Verbrechen der Regierung akzeptieren wir genauso wenig.» Ähnlich tönt es bei Bereket Tesfa von der Partnergemeinde: «Wir haben keine ethnischen Probleme, die Politik hat diese Probleme geschaffen.» Wegen anderer politischer Konflikte war die äthiopisch-orthodoxe Kirche 27 Jahre lang gespalten. 2018 hat sie sich wiedervereint. Doch die beiden Schweizer Gemeinden sind zu gross, um unter einem Dach zu feiern.

Folgenlos blieb der Krieg auch hierzulande nicht. Im Januar trennte sich eine Gruppe tigrinischer Mitglieder von der äthiopisch-orthodoxen Kirche. Bruk Kassa, Gründer der neuen Tigrayans Orthodox Tewahedo Church, ist überzeugt: «Die orthodoxe Kirche in Äthiopien ist zu regierungsnah und duldet die Gräueltaten.» Ein Hilfsprogramm hat der ÖRK noch nicht aufgelegt. «Wir müssen erst verstehen, wer was macht», sagt Peter Prove. Geplant sind nun Konsultationen mit den Mitgliedskirchen sowie anderen Partnern. Christa Amstutz

Kirchen kümmern sich um Asylsuchende

Seelsorge Seit November 2020 besteht in leer stehenden Einrichtungen der Schweizer Armee in Brugg ein Asylzentrum des Staatssekretariats für Migration mit 230 Plätzen. Um die Seelsorge der hier untergebrachten männlichen allein stehenden Asylbewerber kümmern sich seit Januar gemeinsam die Römisch-katholische, die Reformierte und die Christkatholische Landeskirche im Aargau. Wie die drei Kirchen in einer Mitteilung schreiben, ist das Asylzentrum in Brugg derzeit nur zu einem Teil ausgelastet. ti

Schlussbericht zum Fall Locher wird öffentlich

Untersuchung Die Abklärungen zu Vorwürfen gegen den ehemaligen Präsidenten der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (EKS), Gottfried Locher, dauern rund drei Monate länger als ursprünglich geplant, schreiten aber voran. Wie die EKS schreibt, liegt der Untersuchungsbericht der mit den Abklärungen beauftragten Zürcher Anwaltskanzlei inzwischen bei der von der Synode eingesetzten nichtständigen Kommission der EKS. Sobald deren Arbeit abgeschlossen sei, erfolge die Antragstellung an die EKS-Synode im September. Dann werde auch der Schlussbericht der Kommission öffentlich zugänglich sein. Die Vorwürfe betreffend Grenzverletzungen hatten vor rund einem Jahr zum Rücktritt des Ratspräsidenten Gottfried Locher geführt. ti

3639 Personen traten aus Aargauer Kirche aus

Mitgliederschwund Die Zahl der Austritte aus der Reformierten Kirche Aargau ist 2020 nur leicht zurückgegangen. 3639 Personen verliessen die reformierte Kirche, 77 Mitglieder weniger als im Vorjahr (3716 Austritte). Die 251 Kirchenbeiträge eingerechnet, resultiert ein Minus von Aus- und Eintritten von 3388 Mitgliedern. Ende 2020 zählten die 75 Aargauer Kirchgemeinden insgesamt 153 000 Mitglieder. Deutlich zurückgegangen ist im vergangenen Jahr die Zahl der Taufen (von 837 auf 515) und der kirchlichen Trauungen (von 158 auf 87), hauptsächlich bedingt durch die Einschränkung bei Gottesdiensten und Familienfesten als Folge der Corona-Pandemie. ti

Zahlreiche Rücktritte aus Kirchenpräsidien

Ablösung In mehreren kantonalen Landeskirchen kommt es zu Ablösungen an der Spitze: In Glarus gab der langjährige Kirchenratspräsident Ulrich Knoepfel seinen Rücktritt auf die Herbstsynode bekannt, weil er sich auf sein Amt als Ratsmitglied der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS) fokussieren wolle. Zurücktreten will auch der Zuger Kirchenratspräsident Rolf Berweger. Auch er ist in Funktionen der EKS engagiert, zuletzt als Mitglied der Untersuchungskommission im Fall Locher. Ein neues Kirchenratspräsidium bestellen muss sodann die Thurgauer Landeskirche, weil Präsident Wilfried Bühler seine Demission per Mai 2022 bekannt gegeben hat. Hier zeichnet sich eine Kampfwahl zwischen Paul Wellauer und Christina Aus der Au ab. ti

Wo über Geld gesprochen werden darf

Frauenhilfe Seit 60 Jahren bietet die Aargauische Evangelische Frauenhilfe gratis Budgetberatungen an. Über den eigenen Geldbeutel sprechen die wenigsten gern. Aber Corona bricht das Tabu.



Barbara Zobrist (links) mit Elsbeth Gloor von der AEF.

Foto: Reto Schlatter

Alle paar Tage erhält Sandra Alvarez ein Mail von der 20-jährigen Chantal Meyer (Name geändert). Oft ist ein Schreiben angehängt, zu dem die junge Frau eine Frage hat: ein Formular der Sozialversicherungsanstalt zum Beispiel oder eine Aufforderung der Pensionskasse. Sandra Alvarez ist Sozialarbeiterin der Budget- und Schuldenberatung

Aargau-Solothurn (BSAS), die im Auftrag der Aargauischen Evangelischen Frauenhilfe (AEF) eine Budget- und Sozialberatung in Aarau führt. Die Sozialarbeiterin schreibt ihr jeweils rasch zurück, erklärt, leitet an und ruft ab und zu auch selbst den Behörden an, mit denen Chantal Meyer in Kontakt steht. Die junge Frau hatte im Februar das ers-

te Mal eine Budgetberatung verlangt. Sie sei zu ihrer Mutter zurückgezogen und wolle ihr etwas an die Wohnkosten zahlen.

Nicht nur Geldsorgen

Doch beim Beratungstermin zeigte sich, was sich der Sozialarbeiterin fast immer offenbart: Der Klientin lag noch viel anderes auf der Seele. In diesem Fall waren es unbezahlte Rechnungen. Unter anderem für eine Ambulanz, welche die junge Frau ins Spital gebracht hatte, nachdem ihr Ex-Partner sie geschlagen hatte. Sandra Alvarez sagt: «Oft kommt eine schwierige Lebenssituation zur Sprache. In manchen Fällen sind weitere Gespräche nötig.» Das sei symptomatisch: «Kaum jemand geht einfach so in die Budgetberatung. Über Geld zu reden, fällt vielen schwer, vor allem über Schulden. Meistens erst dann, wenn der Druck kaum noch zu ertragen ist, holt man sich Hilfe.»

Die Statistik der Beratungsstelle zeigt: Mehr Frauen als Männer gehen in eine Budgetberatung. Sie ha-

«Über Geld zu reden, fällt vielen schwer, vor allem über Schulden.»

Sandra Alvarez
Budgetberaterin

ben in der Regel zwar Schulden, gelten aber noch nicht als überschuldet. Letzteres betrifft viel mehr Männer. Ihre Einnahmen reichen nicht mehr aus, um die bestehenden finanziellen Verbindlichkeiten zu bezahlen. «Schulden zu machen, ist in vielen Situationen unumgänglich. Sei es nun der Kredit für das neue Auto oder die Immobilienfinanzierung», sagt die Stellenleiterin Barbara Zobrist. «Können diese Schulden fristgemäss abbezahlt werden, ist das nicht negativ zu bewerten.»

Die Nachfrage steigt

Seit Ausbruch der Pandemie nimmt die Nachfrage nach den Beratungen zu. Vor allem Frauen aus dem Gastrogewerbe und Teilzeitangestellte hätten sich gemeldet, sagt Zobrist. Auch psychologische und psychiatrische Dienste weisen mehr Klientinnen zu. «Die Sensibilität für den engen Zusammenhang von psychischen Erkrankungen und Geldsor-

gen wächst zum Glück», sagt Zobrist. Finanzielle Probleme seien oft an andere Probleme geknüpft, etwa Arbeitslosigkeit, Erkrankung, Trennung. Und wer mal im Rückstand sei, schlittere schnell in eine Spirale: Ausstehende Mieten und Rechnungen führen zu Betreibungen und Wohnungsverlust. Einträge im Betreibungsregister zu Problemen bei der Job- und Wohnungssuche.

Gratis und entlastend

Da die Budget- und Sozialberatung in Aarau mit zwei Mitarbeitenden von der AEF finanziert wird, kostet die Beratung nichts. Oft müsse sie mit ihren Klientinnen erst mal deren Administration aufräumen, sagt die Sozialarbeiterin Sandra Alvarez.

«Im ersten Gespräch ordnen wir Berge von Papier, Rechnungen und Mahnungen und priorisieren sie.» Dann schaue man die Einkünfte und mögliche weitere Quellen an. «Kürzlich entdeckten wir zum Beispiel bei einer Klientin, dass sie Anrecht auf eine Halbwaisenrente hätte», so Alvarez. Für dringende Zahlungen besteht ein Topf der AEF, oder die Sozialarbeitenden stellen Gesuche beim «Beobachter», der Glückskette oder Stiftungen.

Oft setzen sich die Beraterinnen selbst mit Ämtern in Kontakt, um Vereinbarungen zu treffen. «Viele Menschen sind damit überfordert, selbst Anträge zu stellen.» Immer wieder erlebt Alvarez die entlastende Wirkung der Beratung. «Viele drücken grosse Dankbarkeit aus.» Einige würden sich immer wieder melden, wenn Fragen anstünden. «Wer mal die Schwelle überwunden hat und erlebt, wie sehr eine Budgetplanung entlastet, traut sich eher, wieder zu kommen.»

Mit dem neuen Lehrplan 21 müssen auch die Schulen Finanzkompetenz vermitteln. Mit dem Projekt «Aargauer Finanzführerschein» unterstützt die BSAS die Schulen in diesem Auftrag. Anouk Holthuisen

Frauenhilfe seit 1909

Die Aargauische Evangelische Frauenhilfe (AEF) leistet laut der Kommunikationsverantwortlichen Elsbeth Gloor bereits seit über 100 Jahren Hilfe für Frauen: Von 1909 bis 1977 führte sie in Rombach ein Heim für Mädchen aus sozial schwierigen Verhältnissen. 1957 stellte sie zwei Beraterinnen für Lebensfragen an, und seit 1961 gibt es eine Budgetberatungsstelle. Seit 2018 führt die Budget- und Schuldenberatung Aargau-Solothurn (BSAS) die Budget- und Sozialberatung im Auftrag der AEF.

www.frauenhilfe.ch

Die Kirche ringt um ein brisantes Papier

Verhaltenskodex Auch geistliche Manipulation kann Grenzen verletzen und diskriminieren. Dem wollte der Aargauer Kirchenrat Rechnung tragen.

In der Synodenvorlage vom Juni 2018 zur Prävention von Grenzverletzungen und sexuellen Übergriffen war davon nicht die Rede: Der Verhaltenskodex, den alle ordinieren Angestellten der Landeskirche (Pfarrerinnen und Sozialdiakone) sowie die Katechetinnen und Jugendarbeiter unterzeichnen sollen, kann auch die theologische Arbeit tangieren. Denn die Verpflichtungs-

erklärung, die der Kirchenrat im Herbst 2020 den Mitarbeitenden unterbreitete, enthielt nun aber auch Hinweise zur Prävention von «geistlicher Manipulation» und von «geistlichem Machtmissbrauch».

Dazu gehören, so das Papier, etwa «das Schüren von Angst, die Verweigerung von Trost, der Zwang zu geistlichen Handlungen wie Bekehrung oder Vergebung» oder «Bewer-

tungen und Schuldzuschreibung für angeblich unbiblisches Verhalten auch im Bereich Sexualität, Verurteilung aufgrund sexueller Orientierung oder sexueller Identität». Viele Angestellte mochten die Erklärung nicht unterzeichnen und zwangen damit den Kirchenrat, die Angelegenheit nochmals zu überdenken. Der Kodex, so die Befürchtung, laufe auf eine Einschränkung ihrer theologischen Arbeit hinaus.

Kein Lehrverbot

«Bei der Synodenvorlage hatten wir das Thema noch nicht auf dem Radar», muss Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg einräumen: «Wir wurden aber von Fachstellen darauf aufmerksam gemacht, dass in Missbrauchsfällen manchmal geistliche Manipulation zur Vorbe-

ereitung oder zur Vertuschung eingesetzt wird.» Laut Weber-Berg wäre es sinnvoll gewesen, das Papier «nochmals in eine Vernehmlassungsschleife zu schicken».

Derzeit verhandelt eine hochkarätige Arbeitsgruppe über eine einvernehmliche Lösung. Über Zwischenergebnisse kann Christoph Weber-Berg noch nicht berichten. Er versichert jedoch, dass «die Angst vor kirchenrätlicher Willkür oder gar vor einem Lehrverbot unbegründet» sei. Ziel bleibe ein Qualitätsstandard zur Prävention von Grenzverletzungen und sexuellen Übergriffen. Der Kirchenratspräsident ist zufrieden über «die offene und vertrauensvolle Gesprächskultur» der Arbeitsgruppe und «zuvorsichtlich, dass das angestrebte Ziel erreicht werden kann». Thomas Illi

Ist die Beiz zu, fehlt viel mehr als das Feierabendbier

Gastronomie Trotz Öffnung der Terrassen kämpfen wegen Corona viele Wirtsleute um ihre Existenz. Bernhard Jungen ist als Seelsorger für die Branche unterwegs, die er als Kitt der Gesellschaft sieht.



Der seelsorgerliche Dialog funktioniert auch durch Plexiglas: Die Basler Wirtin Simone Busch und Pfarrer Bernhard Jungen.

Foto: Laurids Jensen

Das Restaurant von Simone Busch am Tellplatz in Basel ist eine Mischung aus Spezialitätenladen, Bar und Café. Hier werden saisonale Produkte aus der Region serviert. Die meisten ihrer Gäste kennt die engagierte Wirtin persönlich. Etliche von ihnen haben sie seit Ausbruch der Pandemie unterstützt: finanziell wie auch moralisch.

«Das ist unglaublich wertvoll», sagt Simone Busch. Sie habe die Leute in den letzten Monaten, als der Betrieb geschlossen war, vermisst. «Ich glaube, sie mich auch.» Umso glücklicher sind nun alle, dass wenigstens die Terrasse geöffnet ist.

«Für mich lohnt es sich, draussen zu servieren», führt die Baslerin aus. Doch das sei nicht bei allen der Fall. Die Einschränkungen seien für die Gastronomie «eine Katastrophe»: keine Gäste, kein Umsatz, viel Bürokratie, etwas Geld vom Bund und viel Zeit, um in eine ungewisse Zukunft zu blicken.

Hingehen und zuhören
Pfarrer Bernhard Jungen kennt die Nöte. Als Gastroseelsorger besucht er im Auftrag der Evangelischen Stadtmission Basel Restaurantbetreiber. Dabei hat er eine wichtige Erkenntnis gewonnen: Gastronomen

und Gastronomen leben ihren Beruf mit Leidenschaft. «Es sind kontaktfreudige Menschen, die sich für andere interessieren und ihren Gästen eine Art Zuhause bieten.» Fehle also die Quartierbeiz, fehle nicht nur der Kaffee, das Bier oder das Mittagsmenü, sondern auch der Treffpunkt, die Begegnung und das persönliche Gespräch. «Die Gastronomie ist eine Art Kitt in unserer Gesellschaft», sagt Jungen, das habe sich in der Pandemie gezeigt.

Der Berner Pfarrer versteht sich als Seelsorger von Seelsorgenden. Ein geschlossenes Restaurant brin-

ge die Betreiber nicht nur an finanzielle, sondern auch an psychische Grenzen, sagt er. Er besuche sie, telefoniere, höre ihnen zu. «Ich bin ganz Ohr, weine und lache mit ihnen. Und die Tatsache, dass ich die Leute aufsuche und viel Zeit habe, wird offenbar geschätzt.»

Im Kampf ums Überleben
Nun hat Bernhard Jungen sich entschlossen, den betroffenen Menschen eine Stimme zu geben. Er führte 25 Interviews, die er in einem Buch nun veröffentlicht. Die Gastwirte hätten ihm oftmals ihr ganzes Berufsleben erzählt, das voll von

schönen, traurigen und witzigen Geschichten sei. «Mag sein, dass mein Engagement etwas zu anwaltschaftlich ist», überlegt der Pfarrer. «Doch was Gastronominnen und Gastronomen für die Gesellschaft leisten, ist von unschätzbarem Wert.»

Dass die Branche Unterstützung braucht, findet auch Urs Pfäffli vom Gastgewerbeverband Gastro Zürich. «Viele Gastronomen kämpfen ums Überleben. Sie setzen ihre Ersparnisse ein, die eigentlich ihre Altersvorsorge wären. Viele sind verzweifelt.» Trotz offener Aussenbereiche bleibe die Situation angespannt: Nicht alle könnten draussen genügend Umsatz machen. Überdies sei man vom Wetter abhängig. Den oft gehörten Vorwurf, viele Betriebe, die jetzt ans Limit kämen, hätten

«Was die Gastronomie für die Gesellschaft leistet, ist von unschätzbarem Wert.»

Bernhard Jungen
Theologe, Gastroseelsorger

schon vor der Pandemie nicht rentiert, lässt Pfäffli, der selber viele Jahre gewirtet hat, nicht gelten. «Die meisten Restaurantbetreiber sind es gewohnt, mit wenig Geld und viel Unsicherheit zu leben. Aber was jetzt passiert, ist unzumutbar.»

Simone Busch bedient wieder Gäste. Mit Maske und Distanz zwar, aber zufrieden, dass es endlich weitergeht. «Erst jetzt merke ich, wie schlecht es mir ging und wie froh ich um Bernhard Jungen bin», resümiert die Wirtin. Der Kontakt zu ihm habe schon vor der Krise bestanden. Zum Glück, denn sie hätte von sich aus nie das Gespräch mit einem Seelsorger gesucht. «Gastroleute sind stark und müssen vieles allein schaffen. Umso mehr tut es gut, wenn jemand da ist und zuhört.» Katharina Kilchenmann

Bernhard Jungen: Unfassbar – Wie die Basler Gastronomie der Krise trotzt. Reinhardt Verlag, Mai 2021

«Die Jungen lassen den Kopf nicht hängen»

Ausbildung Gastroseelsorgerin Corinne Dobler kümmert sich ganz besonders auch um die Anliegen der Lernenden in der Branche.

Nicht nur mir ihrer kecken orangefarbenen Frisur tanzt sie aus der Reihe. Auch ihr Job ist alles andere als gewöhnlich. Corinne Dobler, reformierte Pfarrerin in der Kirchgemeinde Bremgarten-Mutschellen, ist seit acht Jahren als Gastroseelsorgerin unterwegs und bekleidet damit eine von zwei derartigen Stellen in der ganzen Schweiz. Heute besucht die 43-Jährige in dieser Funktion GastroAargau.

Emsiges Treiben herrscht. Rund 30 Lernende besuchen im Ausbildungszentrum in Lenzburg einen sogenannten überbetrieblichen Kurs. Hier üben sie in den Unterrichts-

räumen, was sie später in ihrem Beruf brauchen – sei es als Servicefachangestellter oder als Köchin.

Plötzlich ohne Struktur
Dobler stellt sich bei den Lernenden vor, erkundigt sich nach ihrem Befinden. Sie möchte auf das seelsorgerische Angebot aufmerksam machen. «Denn viele wissen nicht, dass es dieses überhaupt gibt.» Jeder erhält einen Flyer mit ihren Kontaktangaben. Egal, was auf die Stimmung drückt, sie hat immer ein offenes Ohr. Wer sich für eine berufliche Zukunft in der Gastronomie mit harten Arbeitszeiten und

dem teils rauen Umgang entscheidet, hat es nicht immer leicht. Schon gar nicht in der Corona-Zeit.

Alles sei durcheinandergewirbelt worden. «Es gab Lernende, die von einem Tag auf den anderen nichts mehr zu tun hatten und nur noch zu Hause rumsassen», erzählt Dobler. Besonders schwierig sei es für Jugendliche, die keine Unterstützung von zu Hause hätten und ganz auf den Lehrbetrieb angewiesen seien. In den Gesprächen mit den jungen Leuten gehe es um Themen wie Schulden, Familie oder allgemein um die Sinnfrage: Wohin soll es mit meinem Leben gehen?

Wirte melden sich derzeit wegen Geldsorgen oder seelischer Nöte bei Corinne Dobler. Die Seelsorgerin erinnert sich an verzweifelte Hilferufe. «Als Härtefälle bekommen sie zwar Entschädigung. Aber es gibt immer Ausgaben, die nicht gedeckt sind. Je nach Betrieb können diese sehr hoch sein.»

Bei manchen Wirten gehe es um die nackte Existenz. Vor allem bei



Foto: Vera Rüttimann

«Für viele ist es ihr Traumberuf, für den sie sich entschieden haben und den sie lieben – Corona hin oder her.»

Corinne Dobler
Aargauer Gastroseelsorgerin

jenen, die noch am Anfang der Berufstätigkeit stehen und keine Gelegenheiten hatten, Reserven zu bilden.

Pilgern und Politik
Dobler kennt auf der anderen Seite auch Wirtsleute, die der Corona-Pause etwas Gutes abgewinnen können. Zum Beispiel, um die Menükarte zu überarbeiten oder etwas im Betrieb zu restaurieren. Einige kamen auf neue Ideen: «Einer hat sich ein Boot gebaut. Ein anderer hat seine Leidenschaft zum Pilgern entdeckt, und jemand möchte nun politisch aktiv werden.»

Voll Tatendrang und Zuversicht sind auch die Lernenden bei GastroAargau. «Sie lassen den Kopf nicht hängen», freut sich Dobler. Unterdessen ist es kurz vor Mittag. Eine junge Frau bittet die Pfarrerin zu Tisch, alles ist perfekt hergerichtet. «Für viele ist die Gastronomie ihr Traumberuf, für den sie sich entschieden haben und den sie lieben, Corona hin oder her», sagt Corinne Dobler. Sandra Hohendahl-Tesch

Essay

Ich will bei meinem Sterben dabei sein

Lebensende Im Hospiz sterben oder mithilfe von assistiertem Suizid? Der schwer kranke Badener Theologe und Ethiker Thomas Gröbly weiss noch nicht, welchen Weg er wählen wird.

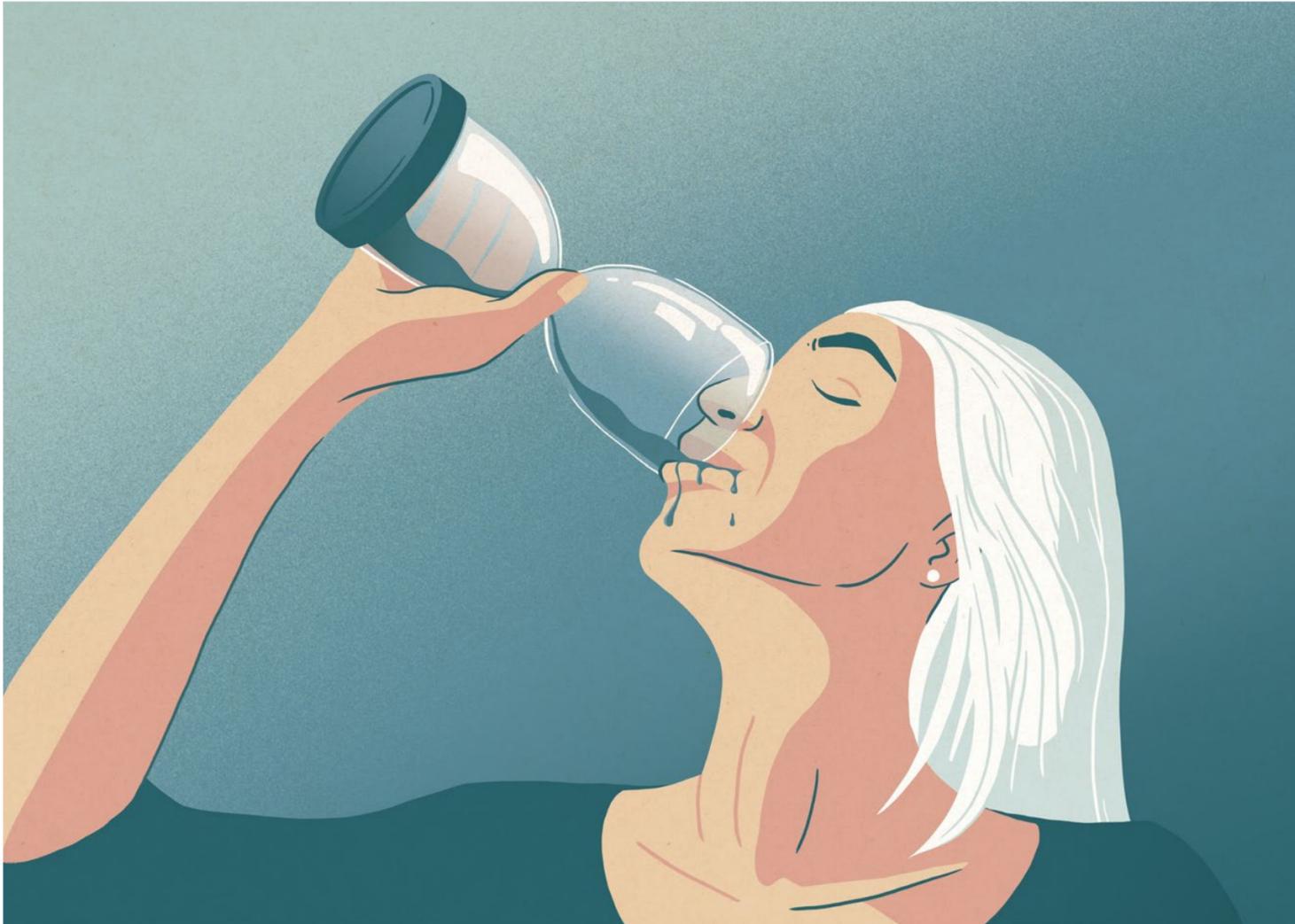


Illustration: Christina Baeriswyl

«Ich habe keine Angst vor dem Sterben, ich möchte nur nicht dabei sein, wenns passiert», soll der Regisseur Woody Allen gesagt haben. In der witzigen Aussage kommt ein verbreitetes Unbehagen zum Ausdruck. Um Leiden zu vermeiden, wählen immer mehr Menschen die Abkürzung durch Suizidbeihilfe. Als Mensch mit der schweren Krankheit Amyotropher Lateralsklerose (ALS) habe ich Verständnis und gleichzeitig ein paar kritische Einwände. Sterben mit ALS kann schrecklich sein. Ich kann mich verschlucken und ersticken oder stürzen und den Kopf verletzen. Schon vorher werde ich mit gelähmten Armen und Beinen auf eine Rundumbetreuung angewiesen sein, Zähne- oder Hinternputzen wird zum Trauerspiel. Wenn Schlucken kaum mehr möglich ist, werde ich mit Magensonde ernährt, ein Atemgerät gibt mir Sauerstoff. Vollständig von anderen abhängig zu sein, ist schwer vorstellbar. Ich bin noch weitgehend selbstständig.

Ein «ALS-Bekannter» von mir starb in Begleitung der Schweizer Suizidbeihilfe-Organisation Exit. Auch in mir drängt sich die Frage auf, wie mein Ende aussehen wird. Einen Suizid mit oder ohne Suizidbeihilfe-Organisation schliesse ich nicht aus. Trotzdem stimmt mich das Sterben auf diese Weise skeptisch. Ich habe in meiner Arbeit als Trauerredner einige Male Angehörige von Men-

schen erlebt, die sich so das Leben genommen hatten. Fast immer lautete die Kritik, die planmässige Durchführung des Sterbens habe kaum Platz für den Abschied gelassen. Die genaue Uhrzeit am Tag X zerstöre das Geheimnis des Sterbens und degradiere es zu einem bürokratischen Verwaltungsakt.

Ich verurteile niemanden, der diesen Weg wählt. Ich masse mir nicht an, den Leidensdruck beurteilen zu können. Aber assistierter Suizid ist für mich ein Ausdruck von Todesverdrängung, von Sterbe- und Todesangst. Der Tod und das Leiden im Sterben dürfen nicht sein. Das Sterben soll schnell, sauber und diskret veranstaltet werden. So wird das Unverfügbare des Sterbens verfügbar gemacht. Der eigene Tod wird zu einem Projekt mit einer klar definierten Agenda. Wer diesen Weg wählt, will die Kontrolle behalten und nichts dem Zufall überlassen. Darin sehe ich die konsequente Weiterführung der Selbstoptimierungskultur. Lebenslang muss ich mich verbessern, täglich 10 000 Schritte gehen, den Körper trainieren, das Gesicht faltenfrei halten, damit ich in Beruf und Liebe Erfolg habe. Wenn mein Körper trotz allem nicht mehr einwandfrei funktioniert, muss ich schnell und möglichst anonym verschwinden. Dahinter steckt eine lange Geschichte der Tabuisierung des Todes, das sich im neoliberalen Menschenbild zugespitzt

hat. Jeder ist für seinen Marktwert und sein Sterben selber verantwortlich. Assistierter Suizid ist der letzte Akt der Todesverdrängung und Selbstoptimierung.

Für Überraschungen im Leben bleibt kein Platz. Begründet wird das assistierte Sterben meist damit, schweres Leiden vermeiden zu wollen. Ich möchte auch nicht (unmässig) leiden. Aber Schmerzen und Leiden gehören nun mal zum Leben. Die medizinischen Möglichkeiten, Leiden erträglich zu machen, geben mir die Chance für neue Erfahrungen, die ich vielleicht erst am Ende meines Lebens machen kann. Mit Suizidbeihilfe würde ich dies verhindern, denn sie reduziert das Sterben auf einen technokratischen Prozess. Man zieht den Stecker, das Licht geht aus – ein Sterben ohne Geheimnis und Poesie. Aus juristischen Gründen stehen unverzüglich Polizist, Staatsanwältin, Kantonsarzt und Bestatterin am Bett. Auch wenn sich alle Beteiligten Mühe geben: Dem Sterben wird die Intimität genommen. Meine Bedenken haben keine theologischen Gründe. Ein Gott der Liebe steht zu mir, wofür ich mich auch immer entscheide.

Am meisten erschreckt mich, dass das Sterben beziehungslos wird. Zwar können Angehörige das Sterben mit Suizidbeihilfe begleiten, aber die organisatorischen Bedingungen wirken erschwerend. Sterben sollte doch in einem Netz

von Beziehungen mit viel Zeit und Raum geschehen dürfen, auch wenn ich letztlich allein sterbe. Ein Sterbewilliger kann alles mit seinen Lieben besprechen, und diese können der Suizidbeihilfe zustimmen. Dennoch: Der Vollzug

Assistierter Suizid ist für mich ein Ausdruck von Sterbe- und Todesangst. Der Tod und das Leiden im Sterben dürfen nicht sein.

geschieht durchorchestriert mit den notwendigen Personen «all inclusive» in zwei Stunden. Die Angehörigen sind gezwungen, mitzuspielen und zu funktionieren. Da bleibt weder Raum noch Zeit für die eigenen Gefühle: weinen oder beten, schreien oder verstummen.

Oder die Zeit vergessen und sich vom Geheimnis des Sterbens berühren zu lassen.

Assistierter Suizid ist ein Ausdruck unserer Zeit, in der Freiheit ein wichtiger Wert ist. Wir vergessen gern, dass Freiheit immer Teil eines Beziehungsnetzes ist. Mit meinem Entscheid, meinem Leben ein Ende zu setzen, stelle ich meine Angehörigen vor vollendete Tatsachen und erschwere ihren Abschiedsprozess. Nicht nur die Folgen für sie werden negiert, auch die gesellschaftliche Wirkung geht vergessen. Wird Suizidbeihilfe zu einer Selbstverständlichkeit, könnten hilfsbedürftige alte Menschen unter Druck geraten, sich das Leben zu nehmen. Es könnte eine Stimmung entstehen, in der kranke und schwache Menschen eine soziale und finanzielle Last und unerwünscht sind.

Wie anders sieht Sterben in einem Hospiz aus. Mit meiner Krankheit kann ich mir Sterbefasten vorstellen. Ich esse nicht mehr, bis mein Körper geschwächt ist, und dann trinke ich auch nichts mehr. Ich weiss, dass das qualvoll sein kann und einen friedlichen Übergang keineswegs garantiert. Doch als Sterbender habe ich alle Zeit, die ich brauche, meine Lieben können bei mir sein, ich kann Musik hören oder jemand liest mir ein Gedicht vor. Ich bin medizinisch betreut, sodass ich möglichst wenig Schmerzen habe. Ich kann den Sterbeprozess bewusst miterleben und vielleicht wertvolle Erfahrungen machen. Es geht in keiner Weise darum, das Sterben zu verherrlichen. Auch in einem Hospiz kann ich alle möglichen Reaktionen zeigen, Angst, Wut, Verbitterung, Verzweiflung oder Ruhe und Gelassenheit. Im Idealfall bin ich aber begleitet von Menschen, die mich so nehmen, wie ich bin. Ja zum Leben, auch im Sterben.

Suizidbeihilfe betont ein selbstbestimmtes, «würdevolles» Sterben. Das ist meiner Ansicht nach eine Verkehrung des Würdebegriffs. Meist geht man davon aus, dass Würde durch Schmerz, Angst und Abhängigkeit verloren gehen kann. Würde hat viel mit Selbstbestimmung zu tun. Auf Hilfe angewiesen zu sein, ist jedoch urmenschlich und die Grundlage einer humanen Gesellschaft. Deshalb ist mir diese Definition wichtig: Würde ist unabhängig von Geschlecht, Rasse, Herkunft, Gesundheit, Bewusstsein oder Zurechnungsfähigkeit. Würde kann also nicht abnehmen. Mich fasziniert die Idee, dass ich mich bis zum letzten Atemzug entwickle, auch wenn es von aussen nach Abbau von Körper und Geist aussieht. Ein Leben mit grossen Einschränkungen und schwerem Leiden ist eine Herausforderung. Bei aller Kritik respektiere ich jeden Entscheid für Suizidbeihilfe. Ich kann heute nicht sagen, ob es nicht eines Tages doch mein Weg sein wird. Sterben bleibt ein Geheimnis und ein Abenteuer, bei dem ich dabei sein möchte.

Thomas Gröbly

Thomas Gröbly ist reformierter Theologe, ehemals Dozent für Ethik und Inhaber des Ethik-Labors und des Verlags Volleshaus in Baden. Dieser Text ist ein Auszug aus seinem neuen Buch «Einen Augenblick staunen – Nachdenken über Sterben, Nachhaltigkeit und Friedfertigkeit», (vorläufiger Titel), ISBN 978-3-03881-009-4 (erscheint demnächst)

DOSSIER: Wachstum

Essay



Mehr und immer mehr bis zum Gehnichtmehr

Wachsen bedeutet: an Körpergrösse zuzulegen. Oder an Erfahrung reicher zu werden. Oder mehr Geld zu verdienen. Dieses Mehr gilt vielen Menschen als erstrebenswert. So sehr, dass bei allem Wachstum die natürlichen Grenzen vergessen gehen.

Bei uns befanden sich die Markierungen an einem simplen Fichtenholzregal: kurze Striche in unterschiedlichen Abständen übereinander, beschriftet mit einem Datum und einem Längenmass. Ich begutachtete sie oft – besonders mürrisch den grossen Sprung, den mein älterer Bruder in der Pubertät machte. Doch insgesamt waren diese Markierungen in meinem Leben lange die Manifestation von Wachstum. Die Zeichen und Zahlen bewiesen: Es geht mit mir in die Höhe. Ich wachse. Ich entwickle mich – hoffte ich. Und es zeigte ausdrücklich: Wachstum ergibt sich aus Zeit und Menge, sprich Quantität.

Immer höher, immer mehr
Doch nicht nur bezogen auf die eigene Körpergrösse, auch in anderen Bereichen der persönlichen Lebenswelt ist diese Vorstellung von Wachstum positiv besetzt. Man möchte einen höheren Lohn,

mehr Geld, eine grössere Wohnung, mehr Land. Schneller sein, höher kommen, besser sein.

Kritische Stimmen

Zwar sind wir mit dem Ende der Pubertät körperlich ausgewachsen, fertig entwickelt. Zumindest gilt es für die Körperlänge; auf das Volumen bezogen stimmt es bereits nicht mehr. Doch ist Gewichtszunahme immer noch Wachstum? Und die stetig zunehmende Lebenserfahrung? Gilt die Entwicklung von Eigenschaften nicht auch als Wachstum?

Ein Streitpunkt ist dies auch in der Wirtschaft. Verbreitet gilt noch immer das Wachstum des Bruttoinlandprodukts als positiv. Das BIP ist der Wert der Güter, Waren und Dienstleistungen, die in einem Jahr in einem Land hergestellt werden. Dabei hat schon 1972 das Massachusetts Institute of Technology für das Expertengremium Club of Rome analysiert, wie das

Wirtschaftswachstum an Grenzen stösst. Die Menschen bauen so ihre Lebensgrundlagen ab. Die Kritik am rein quantitativen Wachstum existiert also auch in der Ökonomie schon länger.

Mit Blick auf die begrenzte Erdkugel liegt es auf der Hand, dass nicht alles grenzenlos wachsen kann. Wächst ein Unternehmen immer weiter, geraten andere Unternehmen unter Druck – und damit auch die Ressourcen, die irgendwann ausgehen.

Bei den Antworten nach dem richtigen Weg zum umweltschonenden oder qualitativen Wachstum scheiden sich die Geister. Dabei ist die Einsicht simpel: Nur ein möglichst rasches Einschwenken auf möglichst nachhaltiges Wirtschaften ist menschlich – im Sinn des Fortbestehens unserer Spezies. Aber offenbar steht diesem Ziel immer wieder das Gleiche im Weg: das menschliche Bedürfnis, zuerst einmal für das Wachs-

tum der ganz persönlichen Vorräte an Geld und Macht zu sorgen. Doch sogar im Fall, dass ich es schaffe, die egoistischen Bedürfnisse hintanzustellen: Gedanken an Mass und Verzicht haben erst einmal etwas Knauseriges. Was wäre denn die Alternative?

Gedanken an Mass und Verzicht haben erst einmal etwas Knauseriges.

Schrumpfen? Verkleinern? Sich zurückziehen, zerfallen? Wer kann das wollen? Letztlich aber wird uns die Entscheidung abgenommen. Es passiert einfach. Und zwar im Wortsinn ganz natürlich. Am klarsten sehen wir es draussen: Pflanzen wachsen, blühen, welken, zerfallen. Und daraus wächst wieder Neues.

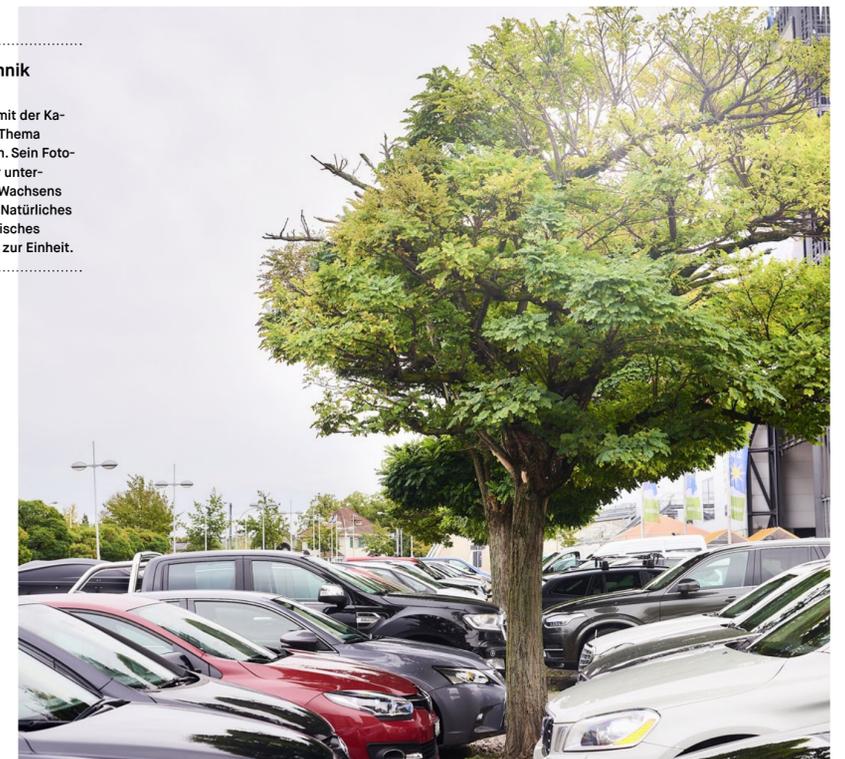
Je nach Blickwinkel

Im vollen Umfang erfassen können wir aber den Begriff des Wachstums wohl ohnehin nicht. Es ist letztlich eine Frage des Standpunkts: Wo ich selber nichts wachsen sehe, wirken die Kräfte des Wachstums aus anderer Perspektive weiter. Möglicherweise gar über den Tod hinaus. So gesehen liegt in jedem Wachsen, auch im unsichtbaren, ein Wert. Hätte ich dies schon als Junge gehäht, hätte ich meinem Bruder damals den Vorsprung am Holzregal locker gegönnt. Marius Schären



Natur, Mensch, Technik

Christian Aeberhard war mit der Kamera unterwegs, um das Thema «Wachstum» einzufangen. Sein Fotoessay öffnet den Blick für unterschiedliche Aspekte des Wachstums und führt sie zusammen: Natürliches Wachstum und zivilisatorisches Wachstum verschmelzen zur Einheit.



In Lebenskrisen liegt eine Chance zu wachsen

Der Landwirt Peter Jost drohte aus dem Leben zu kippen. Er musste sich neu ausrichten und legte an Seelenstärke zu. Diese Erfahrung will er mit Mitmenschen teilen: Depressionsbetroffene ermutigt er, davon zu erzählen und Hilfe zu suchen.

«Der dreiwöchige Klinikaufenthalt 2010 war eine der wertvollsten Erfahrungen in meinem bisherigen Leben», sagt Peter Jost. Er lernte, mit seinen schweren Depressionen umzugehen. Und bereitete ein traumatisches Erlebnis auf, bei dem er als 15-Jähriger den tödlichen Sturz seines Vaters in ein Silo miterlebte.

«Ich bin innerlich gewachsen, habe meinen Frieden gefunden und weiss jetzt, dass auch meine Anliegen Bedeutung haben», sagt Jost. Während er früher seine Bedürfnisse hintenstellte, tut er nicht mehr alles nur den anderen zuliebe. Er lässt sich nicht mehr den Mund verbieten, sondern spricht aus, wenn ihm etwas stört.

Das innere Wachstum des 52-jährigen Landwirts drückt sich in Frische und Vitalität aus. Lebhaft führt er durch den Stall mit den 30 Kühen und erzählt im Vorratsraum, wie hier jedes Jahr zwei Tonnen eigene Essiggurken eingemacht werden. Erst am Stubentisch im prächtigen Emmentaler Bauernhaus, als er von seiner Depression erzählt, offenbart der dreifache Vater seinen Kampf mit dem Leben.

Das Rad drehte ständig Der damals 41-Jährige wusste nicht mehr weiter. Alles wurde ihm zu viel. Die Arbeit auf dem Hof, das Leben. Er fühlte sich gestresst, baute sich selber Druck auf, konnte nicht mehr schlafen. «Ich getraute mich kaum mehr aus der Stube, weil ich stets vor Augen hatte, was ich alles noch tun musste», erzählt Jost. Er

fühlte sich von seinen Pflichten getrieben und fand keine Ruhe mehr. «Nichts machte Sinn. Ich hatte keine Kraft mehr.» Er hatte Suizidgedanken. «Eine Stimme in mir sagte, Nein, das darfst du nicht. Gleichzeitig prallte alles an mir ab, als ob ich unter einer Glasglocke lebte.»

Hilfe gesucht Es war im Jahr 2010. Jost schnitt gerade den Buchs im Garten, als ihn die Nachricht erreichte, dass eine Freundin der Familie Suizid begangen hatte. Er ging in die Stube und sagte zu seiner Frau: «Ich kann nicht mehr, ich brauche Hilfe.»

Worte, die seine Frau Edith nie vergessen hat. Sie kamen für sie wie aus heiterem Himmel. Peter Jost ging noch am selben Tag in eine Klinik. Dort fühlte er sich allerdings

«Ich habe gelernt, Dinge, die mir guttun, nicht zu vernachlässigen.»

Anders dann in der Klinik SGM Langenthal. Der Arzt forderte ihn auf, seine Geschichte zu erzählen. «Da ging es mir gleich besser, denn ich fühlte, dass mich mein Gegenüber verstand», blickt Jost zurück.

Jetzt, da er sich nach der Bewältigung der Lebenskrise als innerlich gewachsen erlebt, hat Peter Jost auch einen anderen Blick auf das wirtschaftliche Wachstum. Und einen Weg gefunden, mit dem stets wachsenden Druck in der Landwirtschaft umzugehen. «Die Politik sagt uns Bauern, wir sollten wachsen. Doch das finde ich falsch.» Mehr produzieren, den Betrieb vergrössern – das mache viele krank. Statt für Wachstum hat sich Jost für eine kreative Lösung entschieden und sich mit einem Nachbarn zusammengesetzt. Gemeinsam betreuen sie die 30 Milchkühe und teilen sich ihr Land. «Der Aufwand und der Ertrag müssen stimmen. Vor allem aber darf auch die menschliche Psyche nicht zu kurz kommen.»

Entschluss in der Nacht Es sei kein Zufall, so Jost, dass es unter Bäuerinnen und Bauern immer wieder zu Suiziden komme. «Finanzielle Probleme, wachsende Auflagen und immer mehr administrative Arbeit setzen den Bauern zu.» Jost berichtet von drei Berufs-

kollegen, die im selben Jahr in seinem Dorf Heimiswil Suizid begangen haben. Auch seine Patin und sein Pate, ebenfalls Bauern, haben den Freitod gewählt. Für Peter Jost war bereits ab der ersten Nacht in der Klinik klar: Er würde öffentlich über seine Depressionen sprechen. «Denn zahlreichen Menschen geht es gleich. Ich will ihnen meine Erfahrungen weitergeben.»

Dankbar für den Alltag In seinem Alltag hat sich vieles verändert. Er hat gelernt, Dinge nicht zu vernachlässigen, die ihm guttun: im Jodlerklub singen, Velo fahren, den Mittagsschlaf, draussen übernachten, seine Familie. Alle 14 Tage besucht er eine Selbsthilfegruppe. Seine Medikamente hat er gut eingestellt. Jeden Morgen nimmt er ein Antidepressivum. Fühlt Peter Jost, dass sich vor ihm ein dunkles Loch auftut, greift er zum Beruhigungsmittel Temesta.

Das war vergangenen Juni zum letzten Mal der Fall. «Mitten in der Gurkenerte kämpfte ich wieder mit der Sinnfrage, fühlte mich kraftlos.» Das sei wohl darauf zurückzuführen, dass er sich wieder zu viel aufgeladen und die Ernte schlecht ausgesehen habe. Doch nach sechs Wochen sei «der Schalter wieder zum Guten umgekippt». Wann sich die Gedanken wieder verdunkeln, weiss Jost nicht.

Eine Stütze war ihm immer seine Frau Edith. Mit ihr konnte er über seine Probleme sprechen. Die Krise sei für die ganze Familie eine Belas-

tungsprobe gewesen. «Jede Familie hat doch ihre Probleme», sagt Peter Jost, neben seiner Frau sitzend. «Wenn heute etwas nicht läuft, wie es sollte, dann bringt uns das nicht mehr so schnell aus dem Konzept.» Er sei in den letzten Jahren geduldiger, zufriedener geworden, bestätigt Edith Jost. Ihr Mann zieht Bilanz: Er habe wieder gelernt, den Alltag zu schätzen. Inneres Wachstum habe auch mit Dankbarkeit zu tun: «Mein Leben ist wieder lebenswert geworden.» Nicola Mohler



Peter Jost, 52

Der Vater von drei Kindern bewirtschaftet zusammen mit seiner Frau Edith einen Hof in Heimiswil im Emmental. Sie halten 30 Kühe, produzieren Milch, Urdinkel, Gerste, Mais, Gras und Essiggurken. Peter Jost war acht Jahre im Kirchgemeinderat der reformierten Kirche Heimiswil und engagierte sich bei Equilibrium, dem Verein zur Bewältigung von Depressionen.

Wirtschaften ist auch ohne Wachstum möglich

Der ökologische Gartenbaubetrieb Lashaia macht, was angeblich nicht geht: Er wirtschaftet über Jahre erfolgreich, ohne grösser zu werden. Ein Modell für alle Firmen? Zumindest für einige kleinere, so die Einschätzung von Ökonom Mathias Binswanger.

Das grosse Holztür steht offen, an den Wänden der einstigen Scheune hängen Rechen und Harken, Werkbänke säumen die Wände. Pascal Hänggi führt durch seinen Betrieb Lashaia in Bottmingen BL. Wachstum im Wortsinn ist das Geschäft von Hänggi und seinem Partner Dominique Hurter: Die beiden sind spezialisiert auf naturnahen Gartenbau und Permakultur.

Doch während die Pflanzen, mit denen sie Gärten und öffentlichen Raum gestalten, sprössen und gedeihen, haben sie dem Betrieb eine Wachstumsbremse verpasst. «Seit etwa 15 Jahren sind wir nicht mehr als zehn Leute und achten darauf, dass das so bleibt», sagt Hänggi.

Boni statt nur Reinvestition Die Gründe dafür sind divers. Mehr Angestellte würden die Buchhaltung verkomplizieren, Hänggi müsste mehr Zeit im Büro verbringen. Besonders am Herzen liegen ihm die Mitarbeiter. «Bei sieben Angestellten merke ich noch, wenn es jemandem nicht gut geht.» Auch das Arbeitsklima ist ihm wichtig, jeden Tag kocht ein Teammitglied für den Rest, gegessen wird am langen Tisch im grosszügigen Pausenraum. «Der Entscheid, nicht weiterzuwachsen, hatte zudem mit der Geburt meiner drei Kinder zu tun.»

Sein Geschäftspartner und er zahlen sich überschaubare Gehälter aus, der Gewinn wird nur teilweise reinvestiert, grösstenteils fließt er in Boni für die Mitarbeiter zum Jahresende. Die Hierarchien sind flach,

die Mitarbeiter erhalten Einblick in die Buchhaltung.

Neben den praktischen Argumenten im Arbeitsalltag hat das Nullwachstum für den 47-Jährigen auch ideologische Hintergründe. Während des Gesprächs im Büroraum der Scheune zeigt er immer wieder auf ein dickes Buch auf dem Tisch. «Permaculture: A Designers' Manual» ist quasi die Bibel der Permakulturbewegung.

«In der Permakultur geht es um Kreisläufe in der Natur, darum, wie Prozesse von Wachstum und Zersetzung zusammenhängen.» Die Endlichkeit der Ressourcen, die im Widerspruch zum Wachstumsdrang der Wirtschaft steht, beschäftigt den Unternehmer. «Utopisch gesprochen, würde ich am liebsten den globalen Wachstumsschalter umlegen, es

«Die Alternative zu Wachstum ist eine Abwärts-spirale.»

Mathias Binswanger, Ökonom

kann so nicht weitergehen.» Mäsigung auch bezüglich des eigenen Vermögens, bedingungsloses Grundeinkommen, mehr Wertschöpfung vor Ort durch lokale Produktion sowie eine solide Eigenfinanzierung sind Ansätze, die Hänggi befürwortet. Und die er mit seiner GmbH zumindest teilweise umzusetzen versucht.

Der Zwang zu wachsen Volkswirtschaftsprofessor Mathias Binswanger von der Fachhochschule Nordwestschweiz hat sich mit dem Thema Wachstum eingehend beschäftigt. Er kommt zum Schluss, dass das kapitalistische Wirtschaftssystem quasi zum Wachsen zwingt. Im Buch «Der Wachstumszwang» hat er seine Argumentation detailliert dargelegt.

Die grobe Skizze: Der Wettbewerb führt dazu, dass Unternehmen effizienter und innovativer sein müssen, um nicht vom Markt zu verschwinden. Würden Unternehmen nicht wachsen, geraten andere Firmen, die Vorleistungen erbringen und Investitionsgüter liefern, unter Druck. Es kommt zu Entlassungen, der Konsum schwächt. «Die Alternative zu Wachstum ist eine Abwärts-spirale», zieht Binswanger nüchtern Bilanz.

Als Wachstumsfaktor sieht er auch die Unternehmensform, insbesondere die Aktiengesellschaft. Denn an der Börse kotierte Unternehmen sind gegenüber Aktionären zu Rendite verpflichtet. Dass Nullwachstum zumindest punktuell möglich

ist, räumt der Ökonom jedoch sehr wohl ein. Lashaia ist für ihn ein Paradebeispiel. «Unser Wirtschaftssystem bietet viele Nischen, speziell für kleinere Unternehmen», sagt Mathias Binswanger.

Voraussetzung sind weitgehend lokale Tätigkeit mit geringen Einstiegshürden und tiefe Fix- und Investitionskosten. Diese Firmen seien aber dennoch auf das wachsende Wirtschaftssystem drumherum angewiesen: «Woher stammt denn das Einkommen der Menschen, die sich die Produkte der wachstumsneutralen Unternehmen leisten?»

Auch Pascal Hänggi beschäftigt diese Frage. Der Bedarf nach naturnahen Gärten ist hoch, immer wieder muss er Aufträge absagen. Teils ist er im Luxussegment unterwegs. Einige Auftraggeber arbeiten bei grossen Pharmakonzernen oder dem Agrartechnologiemulti Syngenta. «Wenn ausgerechnet eine Syngenta-Managerin einen Permakulturgarten haben möchte, kann ich mir eine Diskussion nur schwer verkneifen», sagt Hänggi. Er räumt auch ein, dass man ein Gartenbauunternehmen sozusagen mit Rechen, Laubbläser und Arbeitskraft gründen kann. Eine Finanzierung ohne Banken ist machbarer als in Branchen, die schwere Geräte brauchen oder hoch technologisiert sind.

Selbst wenn Binswanger das Modell von Lashaia nicht für anwendbar auf die Gesamtwirtschaft hält, findet er, dass jeder wachstumsneutrale Betrieb einen positiven Beitrag leistet. Auch er betont die Endlich-

keit von Ressourcen, «selbst wenn wir versuchen, Innovationen in grüne Bahnen zu lenken».

Ein einziges Rezept gegen das Wachstumsdilemma gebe es nicht, sagt der Ökonom. Mit einem Vorschlag setzt er bei der Unternehmensform an: Das Halten von Aktien könne zeitlich befristet werden, bei einer Rückgabe zum einstigen Kaufpreis. So liessen sich Spekulationen und der damit verbundene Renditedruck auf Firmen in Grenzen halten. Kein Wachstumsstopp, aber eine Bremse. Cornelia Krause



Pascal Hänggi, 47

Der Permakulturdieser und Gartenbauer hat vor 22 Jahren gemeinsam mit zwei Freunden in einer Scheune in Bottmingen BL das Unternehmen Lashaia gegründet. Zudem beschäftigt sich Hänggi in der interdisziplinären Arbeitsgemeinschaft Planofuturo mit grösseren Projekten und Bildung im Bereich Permakulturplanung.



«Ungebremstes Wachsen bedeutet Stress für andere»

Die Vorstellung, dass Wachstum «immer grösser» und «immer mehr» bedeutet, ist eine Idee der Neuzeit. Wachstum mit Werden und Vergehen, wie es in biblischen Zeiten galt, könne noch immer inspirieren, sagt der Theologe Christoph Fleischmann.

Der Apostel Paulus gründete Gemeinden. Das Christentum wuchs. Derzeit schrumpft es in Europa. Sollten die Kirchen nun handeln?

Christoph Fleischmann: Paulus war damals in einer Missionssituation, und das Christentum antwortete auf bestimmte Bedürfnisse der Zeit. Wir sind jetzt in einer ganz anderen Situation. In Mitteleuropa erleben wir ein kontinuierliches Abnehmen der Kirchlichkeit. Es handelt sich dabei um einen Langzeittrend, den man nicht einfach so umkehren kann, wie die Soziologen uns erklären. Die evangelische Kirche in Deutschland hat mit dem Grundsatzpapier «Kirche der Freiheit» im Jahr 2006 zwar die Parole ausgegeben, «gegen den Trend» zu wachsen; es wurde aber schnell einmal klar, dass dies eine Überforderung ist.

Woher stammt dann die Vorstellung dieser Art von Gemeindegewachstum? Sie wird ja nach wie vor mancherorts diskutiert.

Ich denke, die heute zuweilen propagierte Vorstellung von Gemeindegewachstum ist von neuzeitlichem Fortschrittsoptimismus geprägt – und damit letztlich auch von ökonomischen Vorstellungen, wonach Wachstum immer gut und somit anzustreben ist. So eine Vorstellung gab es in der antiken Gesellschaft nicht. Paulus ist herumgereist, hat Zeugnis abgelegt. Es bildeten sich Gemeinden, und er zog weiter. Es gab auch Orte, an denen er niemanden gewann. Der Auftrag Jesu war ein Missionsauftrag, keine Wieder-

holung von «Seid fruchtbar und mehret euch».

Was bedeutete Wachstum für Paulus und die Menschen seiner Zeit?

Der Apostel Paulus wollte Zeugnis ablegen von der Hoffnung, die ihn trug, und das bis an die Enden der damals bekannten Welt, also etwa Spanien. Er hatte keine Vorstellung eines stetig andauernden Wachstums. Die antike Welt war eine agrarische Welt. Die Zeitvorstellung war zyklisch: Werden und Vergehen. Erst in der Neuzeit ist die lineare Zeitvorstellung dominierend geworden. Die exakte Zeitmessung mit der Uhr hat sich mit einem Fortschrittsoptimismus verbunden, der besagt, dass es in Zukunft immer «besser» und in ökonomischer Hinsicht immer «mehr» wird.

«Man sollte das private Kapital periodisch reduzieren, etwa mit einem Schuldenerlass.»

Hat der Wachstumsbegriff von einst heute noch eine Bedeutung?

Die Zyklen von Werden und Vergehen kennen wir heute auch noch aus der Natur. Ungebremstes Wachstum einer Spezies bedeutet meistens Stress für andere Arten. Wir Menschen verbreiten uns seit der Industrialisierung immer weiter auf Kosten anderen Lebens auf der Erde. Unsere Art zu wirtschaften impliziert Artensterben, einen hohen Ressourcenverbrauch und zu viel Emissionen. Deswegen tut eine Änderung not.

Wie weit ist uns bewusst, dass wir etwas verändern müssen?

Die Pandemie wurde auch schon als «Sargnagel der Globalisierung» bezeichnet. Ich denke, es könnte aus der jetzigen Krisenerfahrung zu einer Re-Regionalisierung kommen.

Welche Rolle können die Kirchen in dem Zusammenhang spielen?

Die Kirchen könnten sich zum «Anwalt des Lebens» machen und damit auch zur Anwältin einer gewissen Begrenzung, eines Masshaltens. Da können alte Vorstellungen inspirierend sein. Ich glaube allerdings nicht an eine «natürliche Wirtschaftsordnung». Wirtschaften ist eine kulturelle Leistung.

Alte Vorstellungen als Inspirationsquelle. Kennen Sie Beispiele?

Ökonomisches Wachstum wird getrieben durch das Wachstum des Geldes. Kapitalinvestitionen gehen der Produktionssteigerung voraus.

Deswegen sollte man das private Kapital periodisch reduzieren, zum Beispiel mit einem Schuldenerlass. In der Antike ist dies regelmässig geschehen, heute könnte das ebenfalls helfen. Die Ausweitung der Geldmenge durch Staatsverschuldung und Kredite, wie wir sie gerade auch in der Pandemie erleben, fordert für die Zukunft ein grösseres Wirtschaftswachstum. Besser wäre jedoch eine Umverteilung zur Krisenbewältigung.

Da müssten die Menschen ja mitmachen. Wie realistisch ist das?

Gar nicht einmal so unrealistisch. Oftmals gab es in Kriegszeiten Spitzensteuersätze, weil man den Menschen durchaus vermitteln konnte, dass in dieser besonderen Situation jeder sein Scherflein beitragen muss. Das hätte man auch jetzt in der Pandemie machen können. In Deutschland wurde dieses Jahr der Solidaritätszuschlag für den Aufbau Ost für nahezu alle Steuerzahler abgeschafft. Diese Abgabe hätte man jetzt noch etwas länger als «Corona-Soli» bestehen lassen können.

Die Kirchen selbst profitieren ja von einem wirtschaftlichen Wachstum. Sind sie glaubwürdig?

Die Kirchen haben ein elementares Interesse am Wirtschaftswachstum, denn die Kirchensteuer ist an die Einkommensteuer gekoppelt. Wenn die Wirtschaft wächst, fliesst auch mehr Geld in die Kassen der Kirche. Die kontinuierlichen Austritte der vergangenen Jahre wurden meis-

tens durch eine gute Wirtschaftslage überkompensiert.

Gibt es Möglichkeiten, sich unabhängiger zu machen?

Es gibt die Idee, dass die Kirche in Deutschland nach einem eigenen System Steuern erhebt und einzieht. Aber es wäre schon viel gewonnen, wenn sie reflektieren würde, dass sie Teil des Systems ist. Dass sie gemeinsam mit allen anderen nach neuen Lösungen suchen muss.

Interview: Constanze Broelemann



Christoph Fleischmann, 49

Er ist Theologe und Redaktor bei der Zeitschrift «Publik-Forum». Arbeitsschwerpunkte sind die Verbindungen zwischen Religion und Wirtschaft sowie Gerechtigkeitsfragen.

Christoph Fleischmann: «Nehmen ist seliger als geben. Wie der Kapitalismus die Gerechtigkeit auf den Kopf stellte». Rotpunktverlag (Zürich).

Kirchenklangfest vereint Tausende

Cantars Das ökumenische Kirchenklangfest hat sich schweizweit bereits zu einem mitreissenden Event entwickelt. Trotz Corona soll es stattfinden – in schlankerer Form am 5. Juni in der Aarauer Kirche Peter und Paul.

Die beiden bisherigen Cantars-Feste fanden 2011 und 2015 statt und waren überaus erfolgreich. Unter der Projektleitung von Sandra Rupp Fischer beteiligten sich 2015 über 12 000 Menschen, davon 2000 Jugendliche, mit 440 Chor- und Instrumentalkonzerten, Ausstellungen, Cabarets und Lesungen. Dabei wurden sage und schreibe 95 000 Besuchende gezählt.

Auch das aktuelle Fest war in der ganzen Schweiz mit 33 Cantars-Tagen gross geplant worden. Nun gab es zwar einige Absagen und Verschiebungen, das Kirchenklangfest konnte aber am 17. April im zürcherischen Herrliberg eröffnet werden. Der neue Bischof von Chur, Joseph M. Bonnemain, gestaltete den feierlichen liturgischen Auftakt, und stellvertretend für die Chöre spielten einzelne Musizierende.

Zwölf stündige Einheiten

Viele regionale OKs ziehen ihr Programm trotz Corona in Eigenverantwortung durch, auch wenn die Sogwirkung durch die Einbindung in das nationale Projekt nun wegfällt. Im Aargau macht diesmal nur Aarau mit, das OK wird von der Kirchenmusikerin Katja Deutschmann von der katholischen Kirche Peter und Paul geleitet.

Ein Cantars-Tag wird von 12 Uhr mittags bis 12 Uhr nachts in zwölf Einheiten gestaltet, jede Stunde tritt ein anderes Ensemble auf. Das Wort «Cantars» setzt sich aus dem lateinischen «cantare» (singen) und «ars» (Kunst) zusammen. Da wird natürlich viel gesungen und musiziert: Klassik, Pop, Jazz und Swing. Dazu wird getanzt, mit Licht choreografiert, Neues ausprobiert. Es werden moderne Stücke uraufgeführt, und es wird mit anderen Kulturen geliebäugelt – ein echtes ökumenisches Kirchenfest eben.

Katja Deutschmann ist als OK-Leiterin prädestiniert für Cantars, sorgt sie doch auch in ihrem kirchenmusikalischen Alltag in der Pfarrei Peter und Paul für musikalisch frische Impulse. Ihr Kirchen-



Sie bringt Aarau zum Klingen: Katja Deutschmann.

Foto: zvg

chor ist ein «Projektchor». Dieses Modell hat sich bewährt, weil sich alle Sängerinnen und Sänger für die Projekte beliebig anmelden können, sodass der Chor stets zwischen 30 und 100 Mitsingende zählt.

Auch die Ökumene liegt Katja Deutschmann am Herzen, deshalb hat sie erst kürzlich mit Nadia Bachetta, Organistin der reformierten Stadtkirche Aarau, den Kinderchor Voices gegründet, den sie auch gemeinsam leiten. «In diesem Chor studieren die Kinder und Jugendlichen Choreos ein und lernen so die Liedtexte spielerisch und tanzend»,

erklärt Deutschmann: «Der Auftritt sieht deshalb auch toll aus.»

Am Cantars-Tag hätten die Voices-Kinder mit dem Projektchor Peter und Paul und den Schlosssingers Biberstein auftreten sollen. Bei diesem Chor wirken Menschen mit Behinderung begeistert und stimmstark mit – leider geht das wegen Corona in dieser Form jedoch nicht. Mit derartig kreativen Musikproduktionen erreicht man durchaus auch kirchenfernere Menschen, bestätigt Sandra Rupp Fischer, die Leiterin von Cantars: «Die Breitenwirkung und der Publikumszustrom

waren schon 2015 überwältigend. Um die Cantars-Konzerte zu erleben, kamen viele Menschen in die Kirchen, die keine Kirchengänger sind. Durch die landesweite Verbindung aller Cantars-Tage bekommt unser Kirchenklangfest eine grosse Dimension und dadurch auch mehr öffentliches Interesse.»

Ökumene ist wichtig

Dass der Cantars-Tag in der Aarauer Kirche Peter und Paul trotz allem durchgeführt werden soll, ist auch den vielen ehrenamtlich Engagierten zu verdanken. Verloren ist nichts, denn sollte er wegen Corona doch noch abgesagt werden müssen, wird er um ein Jahr verschoben.

Sicher stattfinden wird der Cantars-Spezialtag am 3. Juni im Hauptbahnhof Zürich. Auf einer kleinen Pfeifenorgel ertönt während zwölf Stunden das längste Orgelstück der Welt: «As Slow as Possible» (So langsam wie möglich) von John Cage (1912–1992). Das Projekt wird von Martin Hobi geleitet, mit von der Partie sind auch Studierende der

«Wir machen uns Gedanken, wie wir ökumenisch noch enger zusammenarbeiten können.»

Katja Deutschmann
Cantars-OK-Leiterin Aarau

Zürcher Musikhochschule von Professor Tobias Willi, dem bekannten Organisten aus Brugg.

Cantars zeigt das grosse Potenzial der musikalischen Ökumene. Katja Deutschmann: «Wir machen uns Gedanken, wie wir zunächst mit dem Kinderchor Voices enger mit der reformierten Kirchgemeinde zusammenarbeiten können: etwa mit einem ökumenischen Weihnachtsspiel oder mit gemeinsamen Gottesdiensten.» Sibylle Ehrsmann

Weitere Informationen zur Durchführung des Cantars-Tags am 5. Juni 2021 in der katholischen Kirche St. Peter und Paul in Aarau: www.cantarsaarau.ch

Leben als Singulär



Vergnügen auf der dunklen Rückseite des Mondes

Von Max Dohner

Vor Jahren besuchte ich kurz hintereinander zwei Vergnügungsparks. Ähnliche Ausflugsideen einheimischer Freunde hatten das so schroff gestaffelt. Zuerst war ich im Universal Orlando Resort in Florida. Zwei Tage danach im Lenin-Park von Kuba. Ein Wechsel sozusagen von der Sonnen- zur Rückseite des Mondes. Und am dunkelsten Punkt traf ich auf eine Frau, die ich nie mehr vergesse.

Im Lenin-Park standen vier von fünf Anlagen still. Aquarien waren leer oder vermost. Die Bootsruder auf dem Sumpf waren Stümpfe; mit Stacheln kam man besser voran. Die Kabine auf dem Riesenrad schwankte nach allen Seiten. Nach nur einer Umdrehung drängte die ganze Familie meiner kubanischen Freunde heilfrohs ins Freie. Zum Spass wurde auch das Ballwerfen in der Halle nicht. Die Bälle waren aus Schaumgummi; selbst wer sie kräftig warf, verfehlte das Ziel kläglich – ein Brett kümmerlicher Preise. Eine knochenmagere Frau klabte die Bälle auf, die ewigen Nietten, presste sie wie faule Eier in die Achselhöhle und schüttelte sie beim Drahtkorb wieder aus. Wie viele Bälle hatte diese Frau aufgelesen im Leben? Ohne je einen Treffer zu sehen? Nicht bei den Besuchern, geschweige denn für sich selber. Ihr Gesicht glich einem Lappen. Es erinnerte an das angebliche Turiner Grabtuch Christi. Freilich aller Ausstrahlung oder gar Erhabenheit ledig. Selbst jenes «letzte Fünkchen Hoffnung» fehlte, das man noch im traurigsten Antlitz zu erkennen glaubt, etwa bei Sterbenden. Kein Lächeln rief eine Regung hervor, auch die in Kuba gewöhnlich belebende Währung nicht, ein Trinkgeld, das alle Fehlwürfe kompensierte.

Richtet der Kapitalismus Vergnügungsparks ein, ist das ein flirrender Luxuszauber ohne Gleichen. Trotzdem bleibt fauler Zauber. Dem Menschen wird ja nur die Möglichkeit geboten, Zeit totzuschlagen mit Illusionen. Die Folge ist nicht Erfüllung, sondern Sucht und Leere. Ahmt der Sozialismus den Vergnügungsspark nach, erweitert den Kalten Krieg sozusagen um die Schlacht für mörderisch mehr Spass, wird das Ausweglose doppelt offensichtlich. Und das Antlitz einer armen Frau gespenstisch.

Max Dohner ist Schriftsteller und Journalist, zuletzt als Autor der «Aargauer Zeitung». Für seine belletristische Arbeit wurde er mehrfach preisgekrönt. Foto: Reto Schlatter

Von Adam bis Zippora

Elisabet

Die Mutter von Johannes dem Täufer ist die erste Frauengestalt, der wir im Neuen Testament begegnen. Ihre Geschichte lesen wir aber nur im Lukasevangelium: Elisabet ist betagt und unfruchtbar. Da verkündet der Engel Gabriel ihrem Mann Zacharias, dass sie einen Sohn gebären wird. Und dass er den Namen Johannes erhalten soll. Somit steht Elisabet in der Tradition der in der Bibel erwähnten kinderlosen Frauen wie Sara oder Hanna.

Als Elisabet schwanger wird, zieht sie sich in die Berge zurück. Im sechsten Monat wird sie von ihrer Verwandten Maria besucht, die soeben von ihrer eigenen Schwangerschaft erfahren hat. Für beide,

die alte Elisabet und die junge Maria, kam die Nachricht der Schwangerschaft überraschend. Elisabet reagiert auf Marias Besuch mit den Worten: «Wer bin ich, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?» Maria antwortet mit ihrem Loblied, dem berühmten Magnificat.

Viele Bilder, Statuen und Kunstwerke zeigen die fröhliche Begegnung der beiden Frauen – meist als «Heimsuchung» oder «Visitation» benannt. Auf manchen Bildern sieht man, wie Elisabet den runden Bauch von Maria berührt. Auf anderen sieht man den ungeborenen Johannes, wie er im Bauch von Elisabet begeistert hüpfert. Nicola Mohler

Wie linderte David die Depressionen von König Saul? War Maria Magdalena die Geliebte von Jesus? «reformiert.» stellt biblische Gestalten vor.



Cartoon: Heiner Schubert



Mitarbeiter des Hilfswerks Heks haben in den Flüchtlingscamps Planen, Decken und Masken verteilt.

Foto: Faysal Ahmad

Düstere Aussichten für die Rohingya

Pandemie Das Coronavirus hat die Flüchtlingscamps der Rohingya in Bangladesch erreicht. Infiziert haben sich nur wenige. Wegen der jüngsten Ereignisse in Myanmar ist ihre Rückkehr in weite Ferne gerückt.

Die Zukunftsperspektiven der nach Bangladesch geflüchteten Rohingya haben sich in den letzten Wochen weiter verschlechtert. Das ist die Analyse von Christoph Wiedmer, Co-Geschäftsleiter der Gesellschaft für bedrohte Völker Schweiz. Gründe sind die Machtübernahme des Militärs in Myanmar und die Verhaftung der De-facto-Regierungschefin Aung San Suu Kyi. «Dafür müssten die Verantwortlichen vor Gericht gestellt werden.»

Im Herbst 2017 flohen Hunderttausende vor der Gewalt des Militärs. Seitdem warten sie auf ihre Rückkehr. Fast alle Rohingya sind sunnitische Muslime, vor den Vertreibungen wurde ihre Zahl in Myanmar auf eine Million geschätzt.

In Myanmar demonstriert die Bevölkerung zurzeit beinahe täglich

gegen den Putsch. Doch die Armee schlägt die Proteste nieder. Demonstranten werden verhaftet oder gar getötet. Viele Menschenrechtsorganisationen, der UNO-Sicherheitsrat sowie zahlreiche Staaten verurteilen die Machtübernahme und fordern die Rückkehr zur Demokratie.

Distanz ist unmöglich

Die Chance, dass die Rohingya bald in ihre Heimat zurückkehren könnten, sei massiv gesunken, sagt Wiedmer. «Für die Rückkehr braucht es den Willen der Regierung, die Leute aufzunehmen und ihnen eine Lebensgrundlage bieten zu wollen.» Nun seien ausgerechnet jene an der Macht, die die Rohingya einst vertrieben hätten.

Ähnlich schätzt der regionale Koordinator für humanitäre Hilfe des

Hilfswerks der evangelischen Kirchen (Heks) in Bangladesch, Shahid Kamal, die Lage ein. In einem Online-Pressegespräch zeigte er sich bezüglich Rückkehr ebenso pessimistisch.

«Social Distancing ist in den Unterkünten praktisch unmöglich.»

Sebastian Zug
Programmverantwortlicher bei Heks

mistisch. Er sagt aber diplomatisch: «Die Regierung von Bangladesch sucht weiterhin das Gespräch.»

Heks hat Ende Februar in der Schweiz die Covid-19-Solidaritätskampagne «Zusammenhalten beim Abstandhalten» gestartet und ist in den Flüchtlingscamps der Rohingya in Cox's Bazar präsent. Rund 890 000 bis eine Million Menschen leben dort auf engstem Raum.

«Eine Familie hat knapp 20 Quadratmeter zur Verfügung», erzählt Sebastian Zug, Programmverantwortlicher für humanitäre Hilfe bei Heks. Die Hütten sind aus Bambus und Plastikplanen. «Social Distancing ist praktisch unmöglich.» Und trotzdem sei mit der Ankunft des Coronavirus in den Lagern die humanitäre Katastrophe ausgeblieben. Per Ende Januar hatten sich 381 Rohingya infiziert (auf 100 000 hochgerechnet sind das 43), 10 starben. In den umliegenden Gebieten sind es weit mehr: 5505 Infizierte (240 auf 100 000) und 73 Tote.

Die Unterschiede kann sich Sebastian Zug nicht erklären. Teilweise sei dies dem harten Lockdown zu verdanken, den die Regierung verhängte. «Und ich kann mir vorstellen, dass die winddurchlässigen Behausungen das Ihre dazu beitragen, doch das ist Spekulation.» Die Vermutung müsste wissenschaftlich genauer untersucht werden.

Einheimische leiden Hunger

Heks begann bereits vor Ausbruch der Pandemie, mit der Weltgesundheitsorganisation (WHO) Hygienetrainings für medizinisches Hilfspersonal anzubieten. Es versorgte zudem Erste-Hilfe-Zentren mit Seife und Trinkwasser oder half, die Abfallentsorgung zu verbessern. Das Hilfswerk hat Planen, Decken und Schutzmasken an die Bewohnerinnen und Bewohner der Camps verteilt. «Damit müssen wir unbedingt weitermachen», sagt Zug.

Auch die wirtschaftliche Situation der Bangladescher im Umkreis der Lager hat sich zusehends verschlechtert. Wegen der verhängten Einschränkungen hätten sie weniger Arbeit und Einkommen, berichtet Zug. «Die Menschen leiden Hunger.» Im Gegensatz zu den Rohingya erhalten die Einheimischen keine Nahrungsmittelhilfe vom Welternährungsprogramm. Heks unterstützt sie mit Geld und Nahrung sowie mit bezahlter Arbeit, die dazu dient, die kommunale Infrastruktur zu verbessern. **Nadja Ehrbar**

Artikel zur Umsiedlung der Rohingya auf die Insel Bhasan Char: [reformiert.info/rohingya](https://www.reformiert.info/rohingya)

«Die meisten Christen wollen immer noch weg»

Exodus Die Christen im Irak erhielten durch den Papstbesuch mediale Aufmerksamkeit. Doch ihre Lage bleibt prekär.

«Franziskus wurde sehnlich erwartet», sagt Andreas Goerlich, der sich im Nordirak engagiert. Der Neftenbacher Pfarrer ruft den christlichen Exodus aus dem Irak in Erinnerung: 1984 lebten 1,4 Millionen Christen im Land, vor zehn Jahren 700 000, jetzt sind es noch 175 000. «Und viele wollen immer noch weg.»

Denn, obwohl der Terror des IS ein Ende fand, sind Minderheiten nach wie vor benachteiligt. Christen und auch Jesiden finden kaum Arbeitsstellen im mehrheitlich sunnitischen Land, ihre Geschäfte werden weiterhin von dschihadistisch motivierten Tätern überfallen.

Päpstliches Missgeschick

Im Februar besuchte Goerlich sein Hilfsprojekt Khaima in den kurdischen Gebieten ums nordirakische Dohuk. Dort fanden Christen und Jesiden in Flüchtlingslagern Zuflucht. Khaima arbeitet eng zusammen mit CAPNI, dem Hilfswerk der christlichen Kirchen im Irak, das insbesondere von der Zürcher Landeskirche unterstützt wird.

Die Rückkehr der Flüchtlinge gestaltet sich schwierig. Vielerorts liegt die Infrastruktur am Boden. Hinzu kommt die Retraumatisierung. «Die Menschen stehen vor den Ruinen ihres früheren Lebens und erinnern sich an das Schreckliche, das sie erlebt haben», sagt Goerlich. Und ihnen fehle meist das Geld, um ihre Häuser wieder aufzubauen.

Das Zusammenleben der Religionen bleibt schwierig im Irak. Vor allem, weil das Land auch Spielball internationaler Interessen ist. «Das Treffen des Papstes mit dem schiitischen Grossajatollah Sistani war wichtig», sagt Goerlich. Zugleich berichten ihm seine Bekannten von der Kritik, der sie ausgesetzt sind. Die sunnitische Mehrheit reagiert gekränkt, da der Papst kein Treffen mit einem ihrer Führer organisiert hat. «Das war nicht geschickt», bilanziert Goerlich. **Christa Amstutz**

INSERATE

28.05.21
LANGE NACHT DER KIRCHEN

Rund 60 Kirchgemeinden und Pfarreien aus dem Aargau machen mit. 

Die ökumenische Aktion LANGE NACHT DER KIRCHEN findet am 28. Mai in acht Kantonen statt.

Aufgrund der noch geltenden Pandemie-Bestimmungen fallen manche Events eventuell etwas kleiner oder kürzer aus als ursprünglich geplant, werden aber durchgeführt.

Die Kirchen wollen damit ein Zeichen der Hoffnung und ein Signal zur Überwindung der Isolation setzen. Bitte informieren Sie sich bei Ihrer Kirchgemeinde, ob sie an der Aktion teilnimmt.

ALLE VERANSTALTUNGEN FINDEN SIE AB 12. APRIL AUF UNSERER WEBSITE

WWW.LANGENACHTDERKIRCHEN.CH



Ihre Spende schenkt Perspektiven!

Spendenkonto: 80-48-4
www.cerebral.ch

cerebral
Helfen verbindet
seit 60 Jahren!

Tipps

Wanderung

An Auffahrt mit der Bibel unterwegs

Dieses Jahr führt uns die Auffahrtswanderung der Bibelgesellschaften von Aargau, Basel-Stadt und Basel-Landschaft nach dem Gottesdienst in der Dorfkirche Riehen über den Hornfels – wo ein Picknick möglich ist – hinunter zum Rhein und zum Friedhof Hörnli. Die Kosten für die eigene Verpflegung und für die Transporte gehen zulasten der Teilnehmenden. **kk**

Bibelwanderung. 23. Mai, Beginn 10 Uhr, Dorfkirche Riehen. Ende ca. 14.30 Uhr. Anmeldung bis 10. Mai bei Urs Joerg, urs_joerg@bluwin.ch



Blick auf den Rhein zwischen Riehen und Basel.

Foto: zvg

Agenda

Gottesdienste

An Auffahrt von Kirche zu Kirche

Ökumenische, grenzüberschreitende Feier «von Kirche zu Kirche»: von der römisch-katholischen Kirche Rheinfelden zur reformierten Kirche Rheinfelden und weiter zur Martinskirche. Anschliessend Gottesdienst und Apéro auf dem Inseli. Beginn ca. 11 Uhr. Bei schlechtem Wetter in der Martinskirche. Mit Pfr. Peter Grüter, Pastoralassistentin Monika Lauper, Pfrn. Christine Ruszkowski-Hauri.

Do, 13. Mai, 9.30 Uhr
Röm.-kath. Kirche Rheinfelden
11 Uhr, Martinskirche

Kontakt: Pfrn. Christine Ruszkowski
christine.ruszkowski-hauri@ref-rheinfelden.ch

Erschöpfte Schöpfung

Ein Gottesdienst zum Thema Klimakrise. Die Schöpfung ist trotz einer kleinen Verschnaufpause erschöpft von der steten Ausbeutung. Alle wissen, dass es so nicht weitergehen kann. Mit dem Pfingstwunder verbindet sich die Hoffnung auf Erneuerung. Um diese Hoffnung geht es im Rheinfelder Pfingstgottesdienst, der von Pfr. Leszek Ruszkowski gehalten wird.

Pfingstsonntag, 23. Mai, 10 Uhr
Ref. Kirche Rheinfelden

Kantatengottesdienst zu Pfingsten

«Lutherische Messe g-Moll» BWV 236 und Kantate «Es wartet alles auf dich» BWV 187 von Johann Sebastian Bach. Es musizieren das Vokal- und Instrumentalensemble des Zürcher Grossmünsters unter der Leitung von Kantor Daniel Schmid. Lesungen: Pfrn. Regula Eschle Wyler.

Pfingstsonntag, 23. Mai, 17.15 Uhr
Klosterkirche Kappel

Treffpunkt

Stille über Mittag

Sich eine halbe Stunde Zeit nehmen für Stille und Besinnung. Jeden ersten Mittwoch im Monat als Friedensgebet.

mittwochs, 12–12.30 Uhr
(ausser in den Schulferien)
Stadtkirche Aarau

Lange Nacht der Kirchen

Die lange Nacht der Kirchen wird von Kirchgemeinden und Pfarreien in mehreren Kantonen und auch in anderen europäischen Ländern gefeiert. Sie soll ein Signal zum Aufbruch und zur Überwindung der Isolation senden und ein Zeichen der Hoffnung sein. Tradition und Experiment, Gewohntes und Ungewohntes – alles hat hier Platz: Die lange Nacht der Kirchen ist eine Möglichkeit, neue Erfahrungen zu

machen. Es wird Einblick gegeben, wie sich Kirchen heute ins gesellschaftliche Leben einbringen: soziale und karitative Projekte, Oasen der Sinn-suche, Plattform für den Austausch von Meinungen, Visionen einer besseren Welt. Hinweise zu den Anlässen sind der Lokalpresse und den Gemeindegeseiten zu entnehmen.

Fr, 28. Mai
in vielen Gemeinden und Pfarreien

Treffpunkt Kleiderkarussell

Secondhand-Kleidung für Menschen in finanzieller Notlage.

Mo, Mi, Do, 14–16 Uhr
Wydenstrasse 14, Birr

Eingang bei der Rampe auf der Rückseite, Kleiderabgaben nur während der Öffnungszeiten möglich

Weiterbildung

Gerechtigkeit im Gesundheitswesen

Wie wird in Spitälern entschieden? Welche Entscheide sind heikel, fragwürdig? Was muss unternommen werden, um möglichst gerecht entscheiden und handeln zu können? Der Referent, Pfr. Philipp Kindler, war lange Zeit Spital-seelsorger im Kantonsspital Aarau und hat sich mit ethischen Fragen beschäftigt. Heute ist er selbstständiger Konfliktberater und Supervisor in Bern. Leitung: Stephan Degen-Ballmer, Reformierte Landeskirche Aargau.

Do, 27. Mai, 19 Uhr

Bullingerhaus, Jurastrasse 13, Aarau

Kosten: Fr. 20.– (freiwilliger Unkostenbeitrag). Informationen bei Kursadministration: kursadmin@ref-aargau.ch, 062 838 00 10

Konzerte

Musik um 6

Ein stilistisch vielseitiges Programm mit dem Rottweiler Kammerchor.

Sa, 8. Mai, 18 Uhr
Stadtkirche Brugg

Perlen der Romantik

Silvan Sterki (Cello) und Nicole Kielbasiewicz (Klavier) spielen Werke u.a. von Robert Schumann, Gabriel Fauré, Frédéric Chopin.

So, 9. Mai, 17 Uhr
Ref. Kirche Rheinfelden

Jazzkonzert

Mit Christian Gutfleisch (Piano), Dominik Schürmann (Bass), Elmar Frey (Drums), Hendrik Meurkens (Mundharmonika und Vibrafon).

Pfingstmonat, 24. Mai, 19.15 Uhr
Ref. KGH Kaiseraugst

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Bilderbuch



Im Regenwald.

Illustration: Petra Rappo

Orang-Utan-Zwillinge lernen die Freiheit

Die Orang-Utan-Mutter Merah und ihre Zwillinge leben in einer Auffangstation, weil der Wald ringsum zerstört wurde. Die drei werden auf ein neues Leben in der Wildnis vorbereitet. Die Kinder müssen dabei vieles lernen. Eines Morgens ist das Tor offen, und sie folgen ihrer Mutter in die grosse Freiheit. **kk**

Regina Frey, Petra Rappo: Ginting und Ganteng. Atlantis-Verlag, 2020, 64 S., Fr. 29.80

Sachbuch



Michael Maar

Foto: Jürgen Bauer

Was ist denn Stil, Michael Maar?

Der Autor Michael Maar macht vertraut mit dem Stil bekannter und weniger bekannter deutschsprachiger Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Das Buch ist aufschlussreich, meist überzeugend und vor allem unterhaltsam. Da greift man gern über kurz oder lang nach einem der erwähnten Werke. **kk**

Michael Maar: Die Schlange im Wolfspelz. Rowohlt, 2020, 646 Seiten, Fr. 51.90

Leserbriefe

reformiert. 4/2021, S. 1

Vom Kampf gegen Corona für die Klimapolitik lernen

Eine «Bastelvorlage»

In diesem Artikel versucht Katharina Kilchenmann mithilfe des Klimatologen und Aktivisten Reto Knutti, den Klimawandel als Klimakrise darzustellen. Das Klima ist ein elementares hochkompliziertes System, das permanenten Veränderungen unterworfen ist. Die Änderungsfaktoren sind nur ansatzweise bekannt. Dies wird auch Herr Knutti als Wissenschaftler (nicht als Aktivist) bestätigen. Der Mensch versucht, dieses System zu modellieren, obschon das Klimasystem und dessen Subsysteme nur punktuell und lückenhaft gemessen und verstanden werden. Wenn die Komplexität der realen Welt als Massstab genommen wird, können diese Anstrengungen – bei allem Respekt – nur als «Bastelvorlage» bezeichnet werden.

Prominente, Politiker und ein Teil der ihnen zudienenden Wissenschaftler haben mit Unterstützung der unkritischen Medien jedoch den «Sünder» gefunden. Das Molekül CO₂ (Kohlenstoffdioxid) ist ein Bestandteil der Nahrung der Pflanzen. Am Anfang jeder Nahrungskette stehen Pflanzen.

Die Zunahme der Begrünung der Erde in den letzten 50 Jahren konnte nur dank genügend CO₂ (0,042% statt 0,028% der Atmosphäre) erfolgen. Wird CO₂ reduziert, wird das Pflanzenwachstum gebremst, was zu weniger Nahrungsmitteln und Hunger führen wird. Das kann die Kirche nicht unterstützen. Oder? Alfred Gerber, Schüpbach

Zu viele Menschen

Gerne lese ich die Bemerkungen des Klimatologen Reto Knutti, wie er (menschengemachte) Parallelen zwischen Corona und Klimaproblem sieht. Wie er richtig erkannt hat, sind die meisten Menschen leider nicht zu einer Verhaltensänderung bereit, freiwillig und nur mit Eigenverantwortung gehts also nicht. Die notwendige Umstellung auf erneuerbare Energien ist unbestritten und soll auch mit dem neuen Schweizer CO₂-Gesetz raschmöglichst umgesetzt werden. Ja, unsere 0,1% der Treibhausgase von der Schweiz aus sind mit den Importen viel höher. Ganzheitlich gesehen, sind also zweifel-

los globale Anstrengungen überlebensnotwendig, das CO₂ macht vor keiner Grenze halt. Wenn denn Verhaltensänderung so schwierig herbeizuführen ist, sollten wir so ehrlich wie möglich sein und endlich auch die Anzahl der Menschen in die Umweltbelastungsrechnung einbeziehen. Durch mangelnde Förderung der freiwilligen Familienplanung sind wir ja erst in diesen heutigen Zustand der fatalen Überbevölkerung geraten. Wir arbeiten uns seit Jahrzehnten wie Sisyphus an den Tausenden von Symptomen dieser Überbevölkerung ab, trotz Technologie und immer mehr Verboten (Dichtstress ...) ineffizient und ganz sicher nicht nachhaltig. Peter Meyer, Uitikon-Waldegg

Vorschriften nötig

Unabhängig vom Klimateffekt und vom Klimaabkommen ist das Einsparen von fossiler Energie sinnvoll. Das CO₂-Gesetz nimmt aber insbesondere wegen der hohen CO₂-Abgaben zu wenig Rücksicht auf die tiefen Einkommen, die KMU und die Randregionen.

Es ist unverständlich, wieso sich der Gesetzgeber nicht auf Vorschriften für Bauten und Fahrzeuge konzentriert hat, um Bausubstanz und Fahrzeugflotte nach und nach energieeffizienter werden zu lassen. Die Auswirkungen von Abgabenerhöhungen auf den Verbrauch von fossiler Energie sind nur schwer abschätzbar, treffen aber mit Sicherheit die tieferen Einkommen und die Randregionen am härtesten, da diese unmittelbar durch die Abgabenerhöhungen betroffen würden. Die teilweise Rückerstattung der Lenkungsabgaben genügt dafür als Kompensation nicht. Alex Schneider, Küttigen

Dirigismus ist schlecht

«Vom Kampf gegen Corona für die Klimapolitik lernen», titelte «reformiert.» in der letzten Ausgabe. Richtig. Lernen sollten wir aus der Pandemie jedoch Folgendes: Wenn Staaten rigoros in die Gesellschaft eingreifen, ist der Schaden grösser als der Nutzen. Die Indizien mehren sich, dass die Pandemie diese Erkenntnis bestätigt. Die in guter Absicht verhängten, scharfen Restriktionen haben Hunderttausende von Firmen ruiniert oder geschwächt, die Schulden in die Höhe getrieben, gigantische Vermögenswerte vernichtet und Abermillionen von Menschen

in Armut, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Depression, Verzweiflung, Unfreiheit, Hunger und Tod gestürzt. Die Corona-Pandemie führt deutlich vor Augen, was dirigistische Massnahmen anrichten. Warum sie als Vorbild für die Klimapolitik taugen sollen, ist mir ein Rätsel. Diese Forderung ist letztlich nichts anderes als der Ruf nach dem autoritären Staat. Die Geschichte zeigt, wohin das führt.

Beat Hühni, Köniz

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 703 595 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig)
ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)

Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Aufgabe: 98 539 Exemplare (WEMF)
46609 reformiert. Aargau: Erscheint monatlich

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission:
Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Thomas Illi
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag

Storchengasse 15, 5200 Brugg
Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate

KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediaberater Urs Dick
Tel. +41 71 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 7/2021

2. Juni 2021

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Am Tresen für mehr Gerechtigkeit

Fairtrade Susanne Ritter-Lutz liebt den Verkauf. Als Freiwillige in einem Claro-Laden liegen ihr die Bauern im Weltsüden besonders am Herzen.



Susanne Ritter-Lutz gehört zum Verkaufsteam im Claro-Laden Belp.

Foto: Annette Boutellier

Trotz der Hygienemaske, die wegen der Pandemie in den Geschäften zu tragen ist, dringt einem ein inspirierendes Duftgemisch aus Gewürzen, Schokolade, Kaffee und Tee in die Nase. Was es hier, auf recht kleinem Raum, nicht alles gibt: Olivenöl, Currymischungen, Honig, ökologische Putzmittel, Ansichtskarten, bunte Schals, pfiffige Recyclingprodukte wie zum Beispiel durch Sandstrahlen verzierte Trinkgläser aus eingekürzten Gebrauchtflaschen, ein assortiertes Angebot aus Bio-Weinen und anderes mehr.

Betreut wird der Laden in Belp als einer von rund 100 weiteren Claro-Weltläden in der Schweiz von

einem Team aus zwölf Freiwilligen. Ihm gehört auch Susanne Ritter-Lutz an. Einmal wöchentlich steht sie am Verkaufstresen.

An der Uni sensibilisiert

Ihr Engagement für den örtlichen Claro-Laden hat nicht nur mit Freude am Verkauf zu tun, sondern ebenso mit ihrer weltanschaulichen Haltung. Denn die Claro-Läden legen in ihrem Sortiment das Schwergewicht auf Produkte der Schweizer Organisation Claro Fair Trade AG.

«In meinen Studienjahren in Zürich wurde ich auf Umweltthemen und Fragen der sozialen Gerechtigkeit sensibilisiert», sagt Susanne

Ritter. Als sie 1984 nach Belp zog und den Claro-Laden im Dorf entdeckte, kaufte sie dort regelmässig ein, wurde später Mitglied im Vorstand des örtlichen Trägervereins

Susanne Ritter-Lutz, 65

Die gebürtige St. Gallerin ist Kunsthistorikerin, Archäologin und Museologin. Vor der Pensionierung arbeitete Susanne Ritter im Kanton Aargau bei der Denkmalpflege. Auch wirkte sie an verschiedenen Museen. Für «Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau» schrieb sie einen Band mit.

und 2017 schliesslich dessen Präsidentin. Und seit drei Jahren gehört sie auch zum Verkaufsteam.

Die Produzenten und Produzentinnen von Claro sind meist in wirtschaftlich benachteiligten Regionen im Weltsüden zu Hause. «Ich verstehe meine Tätigkeit im Laden als Engagement für eine Handelspartnerschaft auf Augenhöhe», erklärt Susanne Ritter. «Es geht darum, den Menschen in Südamerika, Afrika und Asien einen Absatzkanal in den Ländern des Weltnordens zu fairen Preisen zu erschliessen.»

Claro legt Wert auf langfristige Abnahmeverträge sowie Preise, die die Existenz sichern und Entwicklungsschritte ermöglichen. «Weg-

.....
«Wir wissen, welche Erzeugnisse wie und wo produziert werden.»

weisend für die Zukunft ist die Verlagerung der Produktion in die Herkunftsländer der Rohstoffe.» So verkauft Claro Schokolade, die in Ghana hergestellt und verpackt wurde, und in Äthiopien gerösteten Kaffee. Zum fairen Handel gesellt sich das ökologische Anliegen: In den Claro-Läden sind nebst Erzeugnissen aus Übersee auch biologisch angebaute Produkte etwa aus der Schweiz und anderen Ländern Europas zu finden.

Probieren und diskutieren

Susanne Ritter liebt es, die Kundschaft zu beraten, ihnen die Unterschiede der mediterranen Olivenöle, die Eigenschaften der asiatischen Reissorten, den Gebrauch eines bestimmten Gewürzes oder die Herkunft einer ökologischen Seife zu erklären. «Wir haben den Anspruch, dass wir wissen, welche Erzeugnisse wie und wo produziert werden; entsprechend halten wir uns auf dem Laufenden und führen im Team monatlich Sitzungen durch, an denen wir Produkte degustieren und uns darüber austauschen», berichtet Susanne Ritter.

Diese Kompetenz werde von der Kundschaft gesucht und geschätzt. «Das ist für uns Freiwillige aber mit einem gewissen Aufwand verbunden, für den man sich in der Regel erst im Pensionsalter entscheidet.» So oder so sei der Einsatz im Claro-Weltladen aber eine Herzensangelegenheit. Hans Herrmann

Gretchenfrage

Charles Nguela, Comedian:

«Bei den Reformierten gefiel es mir am besten»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Nguela?

Aufgewachsen bin ich in einem religiösen Umfeld. Meine Mutter ist eine gläubige Katholikin. Im Kongo, wo ich meine Kindheit verbrachte, ist Kirche viel mehr als ein Ort zum Beten. Dort trifft man sich, spricht über seine Probleme, das Leben und über Gott. Während der Gottesdienste stehen die Leute auf, singen und tanzen. Toll fand ich auch, dass alle, egal ob reich oder arm, immer auffallend elegant angezogen in der Kirche erschienen. Einige kamen sogar extra zu spät zur Feier, damit die anderen das spektakuläre Outfit sehen konnten. Bis heute sind diese Erinnerungen auch eine Inspiration für meine Arbeit.

Wie hat sich Ihr Glaube danach entwickelt?

Später begann ich dann, die Religion zu hinterfragen. Heute orientiere ich mich weniger an der Kirche und an Spiritualität, sondern mehr an der Wissenschaft. Trotz allem glaube ich an eine Art höhere Macht. Aber dass es einen Gott gibt nur für diese eine Welt, auf der wir leben: das nein.

Trotzdem sind Sie mit 16 der reformierten Kirche beigetreten.

Ja. Meine Mutter stellte mir frei, ob und welcher Kirche ich angehören will. Ich hatte damals etliche muslimische Freunde, also prüfte ich den Islam, las aber auch über das Judentum und den Hinduismus. Bei den Reformierten gefiel es mir schlussendlich am besten: viel Freiheit, wenig Doktrinäres. Seither bin ich dabei. Zwar selten in der Kirche, doch vielleicht kommt das noch.

Würden Sie Ihr Kind taufen lassen?

Ich denke Ja, denn der Glaube ist ein guter Leitfaden fürs Leben. Er gibt Orientierung im Umgang mit den Menschen und Hoffnung, wenn es auf Fragen keine Antworten gibt. Ebenso wichtig ist mir der wissenschaftliche Blick auf die Natur, den Menschen und das Universum. Das eine schliesst das andere nicht aus. Ich lebe gut zwischen diesen Polen.

Interview: Katharina Kilchenmann



Der Stand-up-Comedian Charles Nguela gilt als «Godfather of Black Swiss Comedy». Foto: René Tanner

Christoph Biedermann



Tipp

Tagung

Migration – und die Kirche?

Der Abendanlass in Zofingen bietet Gelegenheit, zum Thema Migration Erfahrungen auszutauschen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Christinnen und Christen aus der ganzen Welt begegnen sich und lernen aus ihren Kontexten. Dabei geht es auch um die Frage, wie die Landeskirchen das Thema Migration und Kirche wahrnehmen.

Zielpublikum sind Pfarrerinnen und Pfarrer, Kirchenpflegerinnen und Kirchenpfleger mit dem Ressort weltweite Kirche, Synodale und weitere Interessierte. Es soll zu ei-

nem Austausch in den Themenbereichen Kunst und Kultur, Religion, Gesellschaft, Spiritualität, Theologie sowie Weiterbildung Kirchgemeinden kommen.

Die Tagung wird geleitet von Ruedi Kümin (Fachstelle Weltweite Kirche, Reformierte Landeskirche Aargau), Myroslava Rap (Fachstelle Bildung und Propstei, Römisch-Katholische Kirche im Aargau) und Ruedi Gebhard, Pfarrer in Zofingen. Als Fachreferent wirkt Andreas Heuser, Professor für Ausser-europäisches Christentum an der Universität Basel, mit. kk

Fachtagung. 18. Mai, 18 Uhr, ref. KGH, Hintere Hauptgasse 19, Zofingen. Unkostenbeitrag: Fr. 20.– (freiwillig). Anmeldung bis 4.5: www.ref-ag.ch/anmeldung